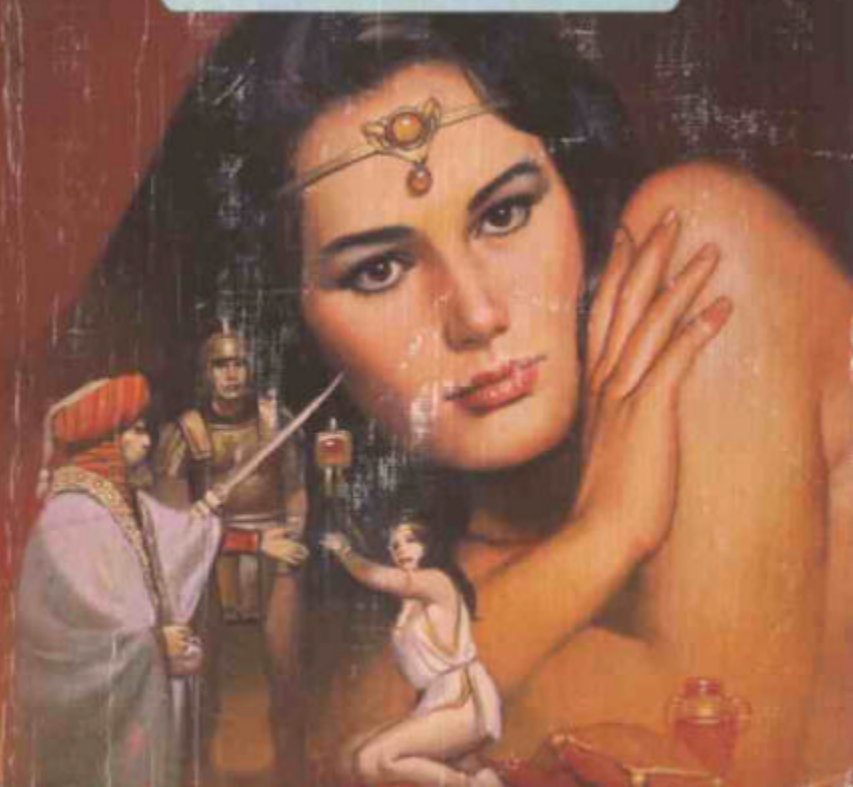


HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Kajira von GOR

FANTASY



Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen folgende Bände in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

1. Band: GOR – die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3433)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)
13. Band: Die Erforscher von GOR (06/4045)
14. Band: Kampfsklave auf GOR (06/4102)
15. Band: Der Schurke von GOR (06/4158)
16. Band: Der Leibwächter von GOR (06/4179)
17. Band: Die Wilden von GOR (06/4195)
18. Band: Die Blutsbrüder von GOR (06/4224)
19. Band: Kajira von GOR (06/4246)
20. Band: Die Spieler von GOR (in Vorb.)

JOHN NORMAN

KAJIRA VON GOR

19. Band des GOR-Zyklus

Fantasy Roman

Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/4246

Titel der amerikanischen Originalausgabe
KAJIRA OF GOR
Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück
Das Umschlagbild schuf Vicente Segrelles/Norma

Redaktion F. Stanya
Copyright © 1983 by John Lange
Copyright © 1985 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co KG, München
Printed in Germany 1985
scanned by waldschrat ~ corrected by F451
Umschlaggestaltung Atelier Ingrid Schütz, München
Satz Schaber Wels
Druck und Bindung Ebner Ulm

ISBN 3-453-31258-9

»Siehst du es nicht?« fragte der Mann.

»Ja«, antwortete der Mann, der ihn begleitete.

»Unglaublich!« rief ein dritter.

»Die Ähnlichkeit ist wirklich verblüffend«, meinte der zweite Mann.

»Bitte drehen Sie uns das Profil zu, Miß Collins, und heben Sie das Kinn«, sagte der erste Mann.

Ich kam der Aufforderung nach.

Ich befand mich im Studio eines Fotografen.

»Sie können sich hier drinnen umziehen«, hatte der Mann vorhin gesagt und in einen kleinen Nebenraum gedeutet. Dazu hatte er mir Holzschuhe, eine weiße Seidenbluse und schwarze Shorts gereicht, die ziemlich kurz und sehr eng waren.

Verwirrt hatte ich es dann geschehen lassen, daß mehrere Porträtaufnahmen von mir gemacht wurden, Frontal- und Profilansichten, und zwar vor einer Art Linienkarte, deren Netz vermutlich Meßhilfen gab. Meiner Schätzung nach entsprachen die Abstände aber weder Zoll noch Zentimetern.

Ich hatte mich in eine weite, flache Schale voller Sand stellen müssen, dazu wurde hinter mir eine Art Strandszene auf den großen Schirm projiziert. Der Fotograf ließ mich sodann schnell und professionell eine Reihe von Posen einnehmen und knipste fleißig. Männern schien es Freude zu machen, so sagte ich mir, eine Frau derart herumzukommandieren. Einige Stellungen waren fast kühn zu nennen. Ich erhob allerdings keine Einwände, tief drinnen hatte ich sogar Spaß an der Sache. Ich halte mich für ziemlich hübsch.

Nun stand ich im Sand, die linke Seite den Männern zugewandt, das Kinn erhoben. Die Scheinwerfer waren heiß.

»Sie ist hübsch«, sagte einer der Männer.

»Hübsch genug für eine Kajira!« sagte ein anderer.

»Sie wird bald eine sein!« rief ein dritter lachend.

Ich wußte nicht, wovon gesprochen wurde.

»Stell den Ventilator an!« sagte der erste Mann.

Und schon spürte ich einen kühlen Hauch auf der Haut; die Erfrischung war mir in der Hitze der Scheinwerfer sehr willkommen.

»Diese Münze, dieses Metall, was immer es ist, stellt mich vor ein Rätsel«, hatte der freundliche, brillentragende Mann gesagt und das Stück mit weißen Baumwollhandschuhen an der Kante hochgehalten und wieder auf den Filz zwischen uns gelegt. Er war ein Münzenfachmann, zu dem ich von einem Numismatiker geschickt worden war. Er nahm keine Schätzungen vor, sondern urteilte zu Fragen der Echtheit und Herkunft und Beschaffenheit.

»Ist das Stück denn echt?« fragte ich.

»Wer hat Ihnen die Münze verkauft?« fragte der Mann.

»Haben Sie sie von privater Seite? Was haben Sie dafür bezahlt?«

»Sie wurde mir von einer Privatperson geschenkt«, sagte ich.

»Das ist äußerst interessant«, antwortete der Mann.

»Warum?« wollte ich wissen.

»Weil damit eine offenkundige Hypothese nicht in Frage kommt«, sagte der Mann. »Sie wäre auch zu töricht gewesen.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Verwirrend«, sagte er nachdenklich und betrachtete den Gegenstand. »Dieses Objekt ist nicht mit maschinell gravierten Stempeln geschlagen worden. Offensichtlich ist sie nicht das Produkt zeitgenössischer Münztechniken. Diese Münze ist mit der Hand geprägt worden«, fuhr er nach kurzem Zögern fort. »Sehen Sie hier, wie die Darstellung ein wenig schief steht?«

»Ja.«

»So etwas findet sich beinahe stets bei sehr alten Mün-

zen«, sagte er. »Die Münzplatte wird angewärmt, um das Metall weicher zu machen. Dann kommt das Stück zwischen die Stempel, und der obere Teil des Stempels wird mit einem Hammer niedergebracht, wodurch sich auf beiden Seiten der Münze die Abdrücke gleichzeitig einprägen.«

»Dann ist dies also eine historische Münze?«

»Das erscheint mir unwahrscheinlich, auch wenn es dem äußeren Anschein nach eine ist. Sehen Sie nur, wie die Dicke der Münzplatte dem Entwurf eine besondere Tiefe und Kontrastschärfe gibt, wie sie bei flachen, mechanisch hergestellten Geldstücken unmöglich ist, die zudem stapelbar sein müssen. Welche Freiheit das dem Künstler gibt!«

»Können Sie die Münze identifizieren?«

»In seiner Tiefe und Schönheit erinnert mich das Stück an alte Münzen«, fuhr der Experte fort. »Trotzdem glaube ich nicht, daß es eine ist.«

»Was für eine Münze ist es dann?«

»Schauen Sie hier«, sagte er. »Sehen Sie, daß die Münze hier am Rand flacher, glatter zu sein scheint, anders als der übrige Rand?«

»Ja.« Allerdings mußte ich genau hinschauen, um zu sehen, was er meinte.

»Dieses Objekt ist abgeschält oder gespänt worden«, erklärte der Mann. »Ein Teil des Metalls ist abgeschnitten worden. Da solche Münzen meistens nicht gewogen, sondern nach ihrem Nennwert beurteilt wurden, konnte der Verantwortliche das abgeschälte Metall einstecken. Tut er so etwas eine gewisse Zeit lang mit zahlreichen Münzen, könnte er auf diese Weise Metall zusammensammeln, das soviel wert ist wie eine oder mehrere der ursprünglichen Münzen.«

»Dann ist dieses Ding eine Münze?« wollte ich wissen.

»Das weiß ich eben nicht genau. Es könnte vielerlei sein. Eine Symbolgabe, eine Medaille. Vielleicht ein Mitgliedsabzeichen für eine Organisation oder ein sonstiges Identifikationsmerkmal. Vielleicht handelt es sich um ein Kunstwerk,

das in ein Schmuckstück eingearbeitet werden sollte. Vielleicht ist das Objekt auch nur als Stein für irgendein Spiel gedacht.«

»Können Sie es identifizieren?« fragte ich.

»Nein.«

Das Objekt maß etwa anderthalb Zoll im Durchmesser und hatte eine Dicke von drei Achtel Zoll. Es war gelb und für seine Größe überraschend schwer.

»Was ist mit dem Buchstaben hier?« fragte ich.

»Das muß nicht unbedingt ein Buchstabe sein«, gab er zu bedenken. »Vielleicht ist es ein freies graphisches Zeichen. Wenn es sich um einen Buchstaben handelt, entstammt er einem Alphabet, das ich nicht kenne.«

»Auf der anderen Seite ist ein Adler abgebildet«, sagte ich.

»Ach, wirklich?« Er wendete die Münze auf dem Filz.

Ich schaute mir den Vogel genauer an.

»Das ist kein Adler«, sagte er. »Das Wesen hat einen Zierkamm.«

»Was für eine Art Vogel ist das?« wollte ich wissen.

Er zuckte die Achseln. »Vielleicht entstammt er irgendeiner Sagenwelt«, sagte er. »Vielleicht ist er auch nur der Phantasie eines Künstlers entsprungen.«

Ich betrachtete den furchteinflößenden Kopf des Vogels. »Sieht mir nicht wie eine Erfindung aus«, sagte ich.

»Nein, nicht wahr?« gab er lächelnd zurück.

»Haben Sie so etwas schon einmal gesehen?«

»Nein, außer daß das Stück uralten Münzen ähnelt. Gleichwohl sieht es aus wie ein Zahlungsmittel. Es ist so hergestellt worden, wie früher in der klassischen Welt Geld produziert wurde. Es ist außerdem abgeschält worden, was nur Münzen widerfährt, die durch viele Hände gehen. Das Objekt weist sogar Beutelkerben auf.«

»Was ist denn das?«

»Bei diesem allgemein vorzüglichen Zustand der Münze sind, sollte es sich um ein altes Stück halten, kleine Einkerbungen akzeptabel. Und die gibt es hier – ein Zeichen, daß

die Münze mit vielen anderen lose in einem Kasten oder einem Beutel aufbewahrt wurde.«

»Dann könnte es also irgendwo eine große Anzahl dieser Münzen geben?« Diesen Gedanken fand ich sehr interessant.

»Gewiß«, erwiderte der Mann. »Andererseits könnten diese Zeichen auch andere Gründe haben.«

»Dann deutet alles darauf hin, daß es sich um ein Geldstück handelt?«

»Der entscheidendste Beweis spricht dagegen«, widersprach er mir. »Er paßt zu keiner bekannten Münzart.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Soweit ich feststellen kann, wurde diese Münze von keiner bekannten Stadt, keinem Königreich, keiner Nation oder Zivilisation der Erde hervorgebracht.«

»Dann ist es kein Geldstück«, sagte ich.

»Soviel scheint mir klar zu sein«, sagte er. »Nein – Sie brauchen mich nicht zu bezahlen.«

Ich steckte meine Geldbörse wieder ein.

»Es ist ein faszinierender Gegenstand«, fuhr er fort. »Ihn nur untersuchen zu können, ist Bezahlung genug.«

»Vielen Dank.«

»Es tut mir sehr leid, daß ich Ihnen nicht helfen konnte«, fuhr er fort und rief gleich darauf: »Halt!« Ich hatte mich zum Gehen gewendet. »Vergessen Sie das nicht«, sagte er und hielt mir den kleinen runden schweren Gegenstand hin.

Ich drehte mich zu ihm um. Ich war zornig, hatte ich doch vermutet, daß der Gegenstand einen Wert besaß.

»Jemand hat sich mit mir einen Scherz erlaubt«, sagte ich verbittert.

»Mag sein«, antwortete er lächelnd. »Aber ich an Ihrer Stelle würde das Stück mitnehmen.«

»Warum?«

»Weil es einen Metallwert hat«, sagte er.

»Ach?«

»Ja. Wissen Sie denn nicht, woraus das Stück besteht?«

»Nein.«

»Aus Gold!«

Ich war zurückgeilt und hatte das Objekt an mich genommen und wieder in meine Geldbörse gesteckt.

»Schalt den Ventilator ein!« sagte der Mann, der im Studio das Sagen zu haben schien. Das Haar wurde mir von dem Luftstrom aus dem Gesicht geweht, die dünne Bluse fester angepreßt. »Nun heben Sie die Hände ins Haar!« kommandierte der Mann weiter. »Gut! Ausgezeichnet!« Ich war kein Berufsmodell. Oft hatte ich mir überlegt, daß ich sicher hübsch genug war, diesen Beruf zu ergreifen, doch noch war ich Amateurin.

Ich hörte die Kamera klicken. »Ausgezeichnet«, sagte der Mann.

Ich hatte den gelben Metallgegenstand schätzen lassen und ihn schließlich an einen Goldhändler zum Einschmelzen verkauft – für achtzehnhundert Dollar.

»Jetzt schauen Sie uns bitte an, leicht geduckt, die Hände am Haar!« forderte der Mann. »Gut so.«

Diese Männer wollten mich vielleicht als Fotomodell ausbilden. Doch zugleich hatte ich das Gefühl, daß dies nicht ihr eigentliches Ziel war. Offensichtlich konnten sie mich gut bezahlen.

»Jetzt lächeln Sie, Tiffany!« sagte der Mann. »Gut.«

Die Männer waren mit mir sichtlich zufrieden. Dies freute mich.

»Sie ist gut«, sagte einer der anderen Männer.

»Gut«, sagte der zweite Mann.

Normalerweise arbeite ich in der Parfümabteilung eines Kaufhauses auf Long Island. Dort war ich gewissermaßen entdeckt worden. Der Mann blickte mich nicht unauffällig an, er tat nicht, als interessiere er sich für etwas anderes, sondern beäugte mich ganz offen, als glaube er nicht, was er da sehe, als wäre ich jemand anderer, den er von woanders kenne, jemand, den er hier nicht erwartet habe.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte ich.

»Was für ein Glücksumstand!« sagte er leise.

»Sir?«

»Sie haben eine erstaunliche Ähnlichkeit mit einer anderen Frau«, gab er zurück. »Bemerkenswert!«

Eine geschickte Eröffnung.

»Ich glaube nicht, daß ich Sie kenne«, sagte ich.

»Nein«, antwortete er lächelnd, »das hätte ich auch nicht erwartet.«

»Außerdem bin ich sicher, daß ich diese andere Person nicht bin«, fuhr ich fort.

»Ja«, antwortete er. »Inzwischen weiß ich, daß Sie es nicht sind. Ihnen fehlt ihr scharfer Intellekt, ihre Wildheit, ihre Härte, ihre Grausamkeit.«

»Ich habe zu tun«, sagte ich.

»Nein«, antwortete er scharf.

Ich zuckte die Achseln, als wäre ich wütend. Doch in Wirklichkeit hatte ich Angst, was er wohl auch wußte. Seine Männlichkeit, seine Kraft waren mir in diesem Augenblick bewußt wie bei keinem anderen Mann zuvor. Er gehörte nicht zu den Männern, mit denen eine Frau so umgehen kann. Ihm mußte eine Frau gehorchen.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte ich.

»Zeigen Sie mir Ihr teuerstes Parfüm!« forderte er.

Ich gehorchte.

»Preisen Sie es an!« sagte er. »Bin ich kein Kunde? Sprühen Sie sich etwas auf das Handgelenk. Mal sehen, ob es mich interessiert.«

Er ergriff mein Handgelenk mit beiden Händen. Ich erschauerte, denn ich wußte, daß ich seinen Griff niemals würde öffnen können, wenn er es nicht wollte.

Er hob das Gesicht über mein Handgelenk und atmete ein - tief, sinnlich, intim.

Ich erschauerte.

»Das nehme ich«, sagte er und hob den Kopf. »Gefällt es Ihnen?«

»Ja, aber ich kann es mir nicht leisten.«

»Ich nehme es. Packen Sie es ein und wickeln Sie es als Geschenk ein.«

»Es kostet siebenhundert Dollar die Unze«, sagte ich.

»Für die Qualität ist das zu teuer«, bemerkte er.

»Es ist unser bestes Parfüm«, sagte ich.

Er zog eine Brieftasche und nahm etliche Hundertdollarscheine heraus. Die Brieftasche enthielt noch viel mehr Geld.

Zitternd wickelte ich das Parfüm ein und nahm schließlich das Geld.

»Tausend Dollar«, sagte ich und machte Anstalten, das Wechselgeld herauszunehmen.

»Was Sie für Parfüm und Verkaufssteuern nicht brauchen, ist für Sie«, sagte er.

»Für mich?«

»Ja.«

»Das sind ja mehr als zweihundert Dollar!«

»Behalten Sie sie!«

Während ich die Kasse bediente, schrieb er etwas auf eine kleine Karte.

»Vielen Dank«, sagte ich unsicher und schob ihm mit den Fingerspitzen das kleine Paket hin.

Er reichte es mir. »Natürlich für Sie«, sagte er.

»Für mich?«

»Ja. Wann haben Sie Ihren freien Tag?«

»Mittwoch.«

»Kommen Sie dann an diese Anschrift«, sagte er. »Und zwar am nächsten Mittwoch um zehn Uhr früh.« Er legte die kleine weiße Karte vor mich hin.

Ich schaute darauf. Eine Manhattan-Anschrift stand darauf.

»Wir erwarten Sie dann«, sagte er.

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte ich.

»Es handelt sich um das Fotostudio eines Freundes von mir«, sagte er. »Er ist Fotograf und arbeitet viel für bestimmte Werbeagenturen.«

»Oh!« sagte ich. Hier bot sich mir vielleicht endlich der

Durchbruch, die Chance, meine Schönheit zu nutzen, um im Leben weiterzukommen.

»Anscheinend sind Sie interessiert«, stellte er fest.

»Eigentlich nicht«, antwortete ich achselzuckend.

»Koketterie bei Frauen dulden wir nicht«, sagte er.

»Dulden...?« fragte ich und hatte das Gefühl, der Boden wanke mir unter den Füßen.

»Ja«, sagte er.

Ich war wütend und zugleich erregt über die Art und Weise, wie er mit mir umsprang.

»Ich kenne Sie doch kaum! Ich kann das Geld und das Parfüm nicht annehmen.«

»Aber Sie werden es tun, nicht wahr?« fragte er.

Ich ließ den Kopf hängen. »Ja«, antwortete ich.

»Dann sehen wir Sie Mittwoch«, sagte er.

»Ich werde nicht kommen«, sagte ich.

»Uns ist natürlich klar, daß Ihre Zeit ab sofort kostbar ist«, sagte er.

Ich wußte nicht, was er mit den Worten »ab sofort« meinte.

Dann drückte er mir das runde schwere gelbe Objekt in die Hand, das ich später verkauft hatte.

»Dieses Stück ist wertvoll«, hatte er gesagt. »Anderswo mehr als hier.«

Wieder wußte ich nicht, was er mit seiner Formulierung sagen wollte. Vielmehr betrachtete ich den Gegenstand in meiner Hand, bei dem es sich um eine Art Münze handeln konnte.

»Ich werde nicht kommen«, sagte ich schmallend. Der Mann erzürnte mich, außerdem flößte er mir Unbehagen ein, denn er weckte tiefe innere weibliche Gefühle in mir. Anregende Gefühle, die gleichzeitig aber sehr beunruhigend waren. Ich wußte nicht, wie ich damit fertigwerden sollte.

Ich beschloß, Anfang nächster Woche freizunehmen, um mehr über den gelben Gegenstand herauszufinden. Dann wollte ich mir alles gründlich überlegen.

»Wir sehen Sie dann nächsten Mittwoch«, sagte er.
»Vielleicht«, gab ich zurück.
»Legen Sie das Parfüm an«, forderte er.
»Schön.«

»Jetzt knien Sie sich in den Sand, der Kamera gegenüber«, forderte der Mann. »Lehnen Sie sich nach hinten.«

»Ausgezeichnet!« rief einer der Männer.

Mir war die Unterwürfigkeit dieser Stellung nur zu bewußt, und sie blieb auch nicht ohne Wirkung auf mich.

»Ich glaube, sie paßt bestens«, sagte der erste Mann.

»Sie erfüllt unsere Anforderungen ideal«, meinte ein anderer.

»Sie können sich umziehen, Tiffany«, sagte der erste Mann zu mir. »Sie haben sich sehr gut gehalten.«

»Danke«, sagte ich und kehrte in den Umkleideraum zurück. Draußen unterhielten sich die Männer. Ich hörte ihre Stimmen, konnte aber nicht verstehen, was gesprochen wurde. Kurze Zeit später verließ ich den Umkleideraum wieder. Ich sah, daß der Anführer der Männer mit meinem etwas strengen Blazerkostüm nicht einverstanden war.

»Vielleicht hätte ich etwas anziehen sollen, das weniger zurückhaltend ist?« fragte ich stockend. Ich wollte den Männern gefallen. Offensichtlich hatten sie viel Geld. Außerdem gehörten sie einem Typ an, die in mir den aufwühlenden, beinahe unerklärlichen Drang auslösten, meine Selbständigkeit aufzugeben.

»Wenn Sie ausgewählt werden«, sagte er, »wird die Kleidung, die Sie erhalten, keinen Zweifel daran lassen, daß Sie eine Frau sind.«

»Wenn ich ausgewählt werde?« fragte ich.

»Ja.«

»Ich hoffe, daß ich Ihnen gefallen habe. Wann werden Sie Ihre Entscheidung treffen?«

»Auf einer Ebene ist die Wahl längst auf Sie gefallen«, sagte der Mann.

Einer der anderen Männer lachte.

»Die andere Entscheidung, die den wichtigeren Posten betrifft, wird an anderer Stelle getroffen.«

»Kann ich Sie anrufen?« fragte ich.

»Wir haben Ihre Telefonnummer«, sagte er und wandte sich an den Fotografen. »Bitte entwickeln Sie die Filme sofort.«

»Wann werden Sie Näheres wissen – über den wichtigeren Posten?«

»Das dauert bestimmt etliche Tage.«

»Oh!«

»Kommen Sie her!« sagte er und winkte mir zu. Er beugte sich zu mir.

»Ja«, sagte ich. »Ich trage das Parfüm, wie erbeten.«

»Wie befohlen«, sagte er.

»Ja«, antwortete ich leise, und die Antwort überraschte mich selbst ein wenig. »Wie befohlen.«

Dann verließ ich das Studio. Ich hatte sein Parfüm angelegt.

2

Ich schaltete die Dusche ein.

Es mußte etwa 20.10 Uhr sein.

Seit dem Test, der Probe im Studio des Fotografen waren sechs Wochen vergangen. In dieser Zeit war jeden Montag mit der Post ein schlichter weißer Umschlag mit einer Hundertdollarnote eingegangen. Dieses Geld stellte eine Art Honorar dar, sagte ich mir. Erst letzten Montag hatte ich dazu um acht Uhr einen Anruf erhalten. Ich war gerade nach Hause zurückgekehrt, verstaute Einkäufe im Kühlschrank und dachte einmal nicht an die geheimnisvollen Männer. Als das Telefon klingelte, reagierte ich zunächst gereizt. »Hallo?« rief ich und bekam plötzlich Angst. Nach kurzem Schweigen meldete sich am anderen Ende eine leise, präzise sprechende männliche Stimme. Ich erkannte sie nicht. »Sie sind ausgewählt worden«, sagte der Anrufer und

wies mich an, am nächsten Abend, am Dienstag um genau acht Uhr unter die Dusche zu treten. Und so stand ich nun im Strahl des warmen Wassers. Spiegel und Fensterscheiben waren beschlagen. Ich öffnete den Duschvorhang und suchte meinen Morgenmantel. Ich dachte, ich hätte ihn auf der Spiegelkonsole liegen lassen. Aber er war nicht dort. Ich verließ die Dusche, nahm ein Handtuch und begann mich abzutrocknen.

Erschrocken hielt ich inne. Auf der anderen Seite der Badezimmertür glaubte ich ein Geräusch gehört zu haben – vielleicht aus der winzigen Küchenecke in meinem Esszimmer.

»Ist da jemand?« rief ich erschrocken. »Wer ist da?«

»Ich, Miß Collins«, antwortete eine Stimme. »Seien Sie unbesorgt.« Ich erkannte die Stimme. Es war der Mann, den ich für den Anführer der Leute hielt, mit denen ich in Kontakt gewesen war, der Mann, der mich am Parfümstand entdeckt hatte.

»Ich bin nicht angekleidet!« rief ich und verschloß die Badezimmertür von innen. Ich begriff nicht, wie er sich hatte Zutritt verschaffen können. Ich hatte die Tür zur Wohnung nicht nur verschlossen, sondern auch verriegelt gehabt.

»Haben Sie Ihren Körper gereinigt?« fragte er.

»Ja«, antwortete ich. Seine Formulierung kam mir ungewöhnlich vor.

»Haben Sie sich das Haar gewaschen?« wollte er wissen.

»Ja.«

»Kommen Sie heraus.«

»Haben Sie meinen Morgenmantel dort draußen?«

»Nehmen Sie ein Badetuch«, sagte er.

»Ich bin gleich da!« rief ich. Hastig trocknete ich mir das Haar und wickelte es in ein Handtuch, dann legte ich ein großes Badetuch um, öffnete die Badezimmertür und betrat barfuß den kleinen Flur. Drei Männer saßen in der Küche. Den einen Mann kannte ich gut. Die beiden anderen, die Arbeitsanzüge trugen, wie man sie von Umzugsfirmen kennt, waren mir fremd.

»Hübsch sehen Sie aus«, sagte der erste Mann, der mir inzwischen ziemlich vertraut war. »Machen Sie uns Kaffee«, fügte er hinzu.

Angstvoll kam ich der Aufforderung nach. Meine kärgliche Bekleidung war mir sehr bewußt. Die Blicke der Männer ruhten auf mir. Ich kam mir zwischen ihnen sehr klein vor.

»Wie sind Sie hereingekommen?« fragte ich leichthin, als die Kaffeemaschine zu arbeiten begann.

»Damit«, sagte er und nahm einen kleinen schreibstiftähnlichen Metallgegenstand aus der linken Innentasche und bewegte klickend einen Schalter daran. Es gab einen sichtbaren Strahl. Der Mann hielt das Gebilde an das Schloß der Küchentür, das sich sofort zu drehen begann.

»Ich wußte gar nicht, daß es so etwas gibt«, sagte ich und hob unbewußt eine Hand vor die Brust. Ich konnte an nichts anderes denken, als daß mich nur ein Badetuch von diesem Fremden trennte.

»Es gibt solche Geräte«, sagte er.

»Und natürlich konnte ich Sie nicht hören«, fuhr ich fort.

»Natürlich«, sagte er.

Immerhin hatte er mich angewiesen, um acht Uhr unter die Dusche zu gehen.

Ich war zornig. Offensichtlich hatte man mich manipuliert. Während ich unter der Dusche stand, war man in meine Wohnung eingedrungen und ließ mir nun keine andere Wahl, als praktisch nackt vor diesen Männern zu erscheinen.

»Sind Sie böse?« fragte er.

»Nein«, sagte ich und hatte plötzlich Angst, diesen Fremden nicht mehr zu gefallen. Zweifellos verfolgten sie mit ihrer Handlungsweise ein bestimmtes Ziel. Ich glaubte sogar zu wissen, worum es ihnen ging. Sie hatten mich überraschen wollen, sie wollten mich auf die Probe stellen, sehen, ob ich mich verwirrt und erstaunt geben würde, sehen, wie anziehend und attraktiv ich in einem Augenblick charmanter Verwirrung erscheinen mochte.

Er musterte mich. Er war so groß und stark. Ich hatte

Angst, er könnte mißgestimmt sein. Ich setzte mein verführerischstes Lächeln auf und rückte das Badetuch ein wenig zurecht. »Sie haben mich nur überrascht – deshalb wußte ich zunächst nicht, was ich tun sollte.«

»Ich verstehe«, sagte er.

Ein verlegenes Schweigen trat ein. Ich hoffte, ich hatte die Männer nicht enttäuscht. Ich wollte meine Chancen wahren, an den Plänen teilzuhaben, die man zu haben schien. Um dies zu erreichen, hätte ich alles getan – hätte mich auch in ihre Arme sinken und mich von ihnen lieben lassen. Solche Dinge passieren ständig, das wußte ich. Warum sollte sich ein Mädchen nicht ihrer Reize bedienen, um im Leben voranzukommen? Die Männer sollten nicht das Interesse an mir verlieren. Sie zahlten gut.

»Der Kaffee ist fertig«, sagte er.

»Ja«, antwortete ich dankbar. Das Brodeln der Maschine hatte aufgehört. Ich eilte in die Küche.

Kurze Zeit später servierte ich den Männern Kaffee. Die Küchenfliesen unter meinen Füßen waren angenehm kühl. Die Männer saßen am Tisch. Ich fühlte mich sehr fraulich und irgendwie erregt. Ich schenkte auch mir eine Tasse ein.

»Stellen Sie Ihre Tasche auf den Boden«, sagte der Mann, »dann knien Sie dahinter nieder.«

Verwirrt kam ich der Anordnung nach, die meine Gefühle aber nur noch mehr in Wallung brachte.

»Was ist das?« fragte ich und deutete auf einen Metallkasten von etwa einem Meter Kantenlänge, der aus einem Umzugskarton gehoben worden war und im hinteren Teil der Küche stand. Es schien eine sehr stabile Konstruktion zu sein.

»Der Kasten hat nichts zu bedeuten.«

Ich sammelte das Geschirr wieder ein und brachte es zum Ausguß. »Ich dachte mir, daß Sie vielleicht etwas in die Wohnung liefern wollten«, sagte ich.

»Nein«, sagte er.

»Ist der Kasten leer?«

»Ja«, antwortete er.

»Soll ich ihn für Sie aufbewahren?«

»Nein. Wir haben den Kasten nicht mitgebracht, um etwas in die Wohnung zu liefern«, sagte der Mann, »sondern um etwas herauszuholen.«

»Aber ich habe hier keine Wertgegenstände«, sagte ich. »Jedenfalls nichts wirklich Wertvolles.«

In diesem Augenblick sah ich, wie einer der Männer einen kräftigen, schweren Stahl-Armreif aus der rechten Jackentasche nahm. Eine dünne Kette war daran befestigt. Drohend näherte er sich.

Mir kam der Gedanke, daß wir heute Dienstag hatten. Morgen war Mittwoch, mein freier Tag im Kaufhaus. Man würde mich erst Donnerstag vermissen.

3

Es war warm im Zimmer.

Ich schien einen faulen Morgen vor mir zu haben.

Meine Finger tasteten über die rote Seidendecke. Ich lag bäuchlings auf der weichen weiten Fläche. Ich versuchte meine Gedanken zu sammeln. Ein wenig berührte ich meinen Körper und fühlte, wie sich die Seide darunter bewegte. Ich war nackt. Warme Luft umspielte mich.

Ich erinnerte mich an die Männer, die Fesseln, den Kasten, in den ich gesteckt worden war.

Ich fuhr herum und sprang auf Hände und Knie. Ich befand mich auf einer riesigen Bettstatt. Sie war rund und maß etwa fünfzehn Fuß im Durchmesser. Die Matratze war so weich, daß ich halb darin versank. Einen solchen Luxus hatte ich noch nicht erlebt. Zu meiner Erleichterung konnte ich feststellen, daß ich allein war. Es war ein großes und bunt ausgestattetes Zimmer. Blanke scharlachrote Fliesen bedeckten den Boden. Die Wände waren ebenfalls gekachelt und wiesen kühne, wirbelnde Muster auf, die aus gelben und schwarzen Fliesen gebildet wurden. An einer Stelle lag

ein riesiges rotes Fell auf dem Boden. Vor einigen Wänden standen große schwere Truhen, die sich nach oben öffnen ließen. Hier und dort hingen auch Spiegel; einer erhob sich hinter einer Art Schminktisch. Dicht neben der Couch stand ein niedriger kleiner Tisch. Kissen lagen auf dem Boden, vorwiegend an den Wänden. Auf einer Seite des Zimmers senkte sich der Boden zu einem eingelassenen Becken. Es enthielt allerdings kein Wasser. Ich entdeckte mich in einem der Spiegel, auf dem großen Bett hockend, und wandte hastig den Blick ab. Eine Art Schiebetür schien den Raum abzuschließen. Rechts von mir befand sich mehrere Fuß entfernt eine schwere Holztür, die sehr dick zu sein schien. Schlösser oder Riegel oder Ketten waren nicht zu sehen; somit schien es keine Möglichkeit zu geben, die Tür von meiner Seite zu schließen. Vielleicht war sie von außen verriegelt, doch von innen konnte ich sie offenkundig nicht versperren. Am Fußende des Bettes gewahrte ich einen schweren Ring, der in den Boden eingelassen war; unter dem Metall war eine dünne Kette aufgehäuft.

Angstvoll kletterte ich von dem Bett, das so weich war, daß ich zunächst kaum von der Stelle kam. Dann spürte ich die glatte Kühle der roten Fliesen unter den Füßen, als ich zum Fenster hastete, das schmal war, nur etwa fünfzehn Zoll breit. Dicke Eisenstäbe versperrten es, etwa drei Zoll voneinander entfernt, verstärkt mit dicken, flachen Stahl-Querstreben, die jeweils etwa einen Fuß Zwischenraum ließen. Ich rüttelte an den Stäben, die sich aber nicht bewegten, sondern mir an den Händen wehtaten. Einen Augenblick lang verharrte ich am Fenster, und der Schatten des Gitters fiel mir auf Gesicht und Körper. Dann huschte ich zurück zum Bett und kroch ängstlich auf die Matratze.

Dieser Ort schien mir erschreckend andersartig zu sein, fast als befände ich mich nicht mehr auf der Erde. Ich leitete dies weniger von der Beschaffenheit und Ausgestaltung des Zimmers her als von solchen Dingen wie dem Zustand meines Körpers und der Eigenart der Luft, die ich einatmete. Vermutlich spürte ich hier die Nachwirkung der Substanz,

mit der man mich betäubt hatte. Sogar die Schwerkraft schien unmerklich anders zu sein als die der Erde. Außerdem fühlte ich mich am ganzen Körper ungemein lebendig, förmlich aufgeladen mit Sauerstoff. Die Luft war erfrischend, anregend. Diese Dinge, die mir objektive Bestandteile meiner Umgebung zu sein schienen, waren zweifellos nur subjektive Illusionen, die sich von dem Betäubungsmittel herleiteten. Sie mußten es sein. Die Alternative wäre zu unvorstellbar, zu absurd. Ich hoffte nur, daß ich nicht den Verstand verloren hatte.

Auf der Bettkante sitzend, stützte ich das Kinn auf die Knie. Ich spürte großen Hunger.

Ein Umstand allerdings machte mir klar, daß ich noch nicht verrückt geworden war, eine Einzelheit, die bei diesem scheinbar unerklärlichen Umweltwechsel einen gemeinsamen Faktor darstellte: Die stählerne Fußfessel, die ich trug, war mir in meiner eigenen Küche angelegt worden. Sie zierte mein Bein noch immer.

Ich blickte zu einem der Spiegel hinüber. Wie ich so auf dem großen Bett saß, wirkte ich sehr klein. Ich war nackt. Ich fragte mich, wessen Bett ich hier belegte.

Dann hörte ich ein Geräusch an der Tür.

Entsetzt kniete ich mich auf das Bett und zerrte einen Teil des Lakens hoch, das ich schützend vor mich hielt.

Die Tür öffnete sich, und eine kleine, dunkelhaarige hübsche Frau trat ein. Sie trug eine kurze weißliche, mit Blumenmustern bedeckte, sommerlich dünne Tunika, die beinahe durchscheinend war und einen weiten Ausschnitt besaß. An der Hüfte wurde das weite Gewand von einer schmalen Seidenschnur zusammengehalten. Sie war barfuß. Sie trug keine Fußfessel, doch hatte sie etwas am Hals, etwas Enges, das unter gelbem Seidenstoff steckte. Ich wußte nicht, worum es sich handelte. Mir fiel auf, daß die Tür, die sich hinter ihr schloß, etwa sechs Zoll dick war.

»Oh!« sagte das Mädchen leise bei meinem Anblick und kniete nieder. Sie neigte kurz den Kopf und hob ihn wieder. »Verzeih mir, Herrin!« sagte sie. »Ich wußte nicht, ob du

schon wach bist. Nur deshalb habe ich nicht geklopft – um dich nicht zu stören.«

»Was willst du?« fragte ich.

»Ich bin gekommen, um die Herrin zu bedienen«, antwortete sie. »Ich wollte schauen, ob die Herrin irgend etwas braucht.«

»Wer bist du?«

»Susan«, antwortete sie.

»Susan wer?« fragte ich.

»Nur Susan.«

»Ich verstehe das nicht.«

»So werde ich genannt.«

»Ich heiße Tiffany«, sagte ich »Tiffany Collins.«

»Ja, Herrin«, antwortete sie.

»Wo bin ich?«

»In der Stadt Corcyrus.«

Von dieser Stadt hatte ich noch nie gehört. Ich wußte nicht einmal, in welchem Land sie sich befand, auf welchem Kontinent.

»In welchem Land?«

»Im Lande Corcyrus«, antwortete das Mädchen.

»Aber wo liegt Corcyrus?« wollte ich wissen.

»Hier«, antwortete sie ratlos. »Wir befinden uns in Corcyrus.«

»Wie ich sehe, will man mich unwissend lassen«, sagte ich zornig und raffte mir das Laken um den Hals.

»Corcyrus«, erklärte das Mädchen, »liegt südlich des Vosk und westlich der Stadt Ar. Seine Position ist etwa nordöstlich von Argentum.«

»Wo liegt New York City?« fragte ich. »Wo die Vereinigten Staaten?«

»Die gibt es hier nicht, Herrin«, antwortete das Mädchen lächelnd.

»Wo ist der Ozean?«

»Der befindet sich gut tausend Pasang weiter westlich, Herrin«, kam die Antwort.

»Wäre das der Atlantik oder der Pazifik?«

»Nein, Herrin.«

»Etwa der Indische Ozean?«

»Nein, Herrin.«

Ich musterte sie verwirrt.

»Es handelt sich um Thassa, das Meer, Herrin«, erklärte das Mädchen.

»Was für ein Meer soll das sein?« fragte ich.

»So nennen wir das Meer«, sagte das Mädchen. »Thassa.«

»Oh«, sagte ich verbittert.

»Soll ich der Herrin ein Bad bereiten?« fragte das Mädchen.

»Nein«, antwortete ich, »ich bin sauber. Und parfümiert hat man mich auch, nicht wahr?«

»Ja, Herrin«, sagte das Mädchen.

Ich zog das Laken noch ein Stück höher und spürte den weichen, angenehmen Stoff an meinem nackten, parfümierten Körper. Das Parfüm hatte einen exquisiten femininen Duft.

»Bin ich noch Jungfrau?« fragte ich.

»Ich nehme es an«, erwiderte das Mädchen. »Genau weiß ich es nicht.«

Bekümmert starrte ich auf die schwere Tür, die hinter ihr aufragte. Ich hatte keine Ahnung, wer durch die Tür hereinmarschieren und Ansprüche an mich stellen könnte.

»In wessen Bett liege ich hier?« fragte ich.

»In deinem eigenen, Herrin«, antwortete sie.

»Wessen Zimmer ist dies?«

»Das deine, Herrin.«

»Das Fenster ist vergittert.«

»Das Gitter ist zu deinem Schutz, Herrin«, erwiderte das Mädchen. »Solche Stäbe sind in Corcyrus in Frauengemächern nicht unüblich.«

Ich betrachtete das Mädchen im Licht. Ihr Gewand war beinahe durchsichtig. Es machte keine Mühe, die Umrisse ihres Körpers darunter auszumachen. Auf eine Weise war es unterwürfig und zurückhaltend, zugleich aber sehr provokativ. Eine Frau in einem solchen Gewand zu sehen,

konnte einem Mann schon den Verstand rauben. Ich überlegte, was sich hinter dem Seidenschutz an ihrem Hals verbergen mochte.

»Weshalb wurde ich hierhergebracht?« wollte ich wissen.
»Was mache ich hier?«

»Das weiß ich nicht, Herrin«, erwiderte das Mädchen. »In solchen Dingen informiert man mich nicht.«

»Oh.« Ihre Antwort hatte ich nicht ganz verstanden.

»Hat die Herrin Hunger?« fragte sie.

»Ja«, antwortete ich. Mein Magen hatte zu knurren begonnen.

Lächelnd richtete sich das Mädchen auf und verließ das Zimmer.

Ich stieg vom Bett und stand nun wieder neben der Lagerstatt auf den Fliesen, das Laken wie einen großen Mantel mitziehend und um mich raffend. Die Fliesen fühlten sich angenehm kühl an, während das Wetter ansonsten warm und sogar schwül zu sein schien. Ich fragte mich, ob ich in Afrika oder Asien wäre. Mein Blick fiel auf die Tür dicht vor mir. Es gab auf meiner Seite zwar einen Griff, doch keine Verriegelungsmöglichkeit.

Ich vernahm ein Geräusch und trat zurück.

Die Tür ging auf, und das Mädchen trat lächelnd ein. In der Hand hielt sie ein Tablett.

»Die Herrin ist aufgestanden«, sagte sie. Dann stellte sie das Tablett auf dem kleinen Tisch ab. Sie arrangierte die auf dem Tablett befindlichen Dinge und zog dann ein Kissen zurecht und stellte es neben dem Tisch auf. Das Tablett enthielt einen Teller Obst, keilförmige gelbe Brotstücke und eine Schale mit einer heißen schwarzbraunen Flüssigkeit, die mit vielen Zutaten angereichert zu sein schien.

»Ich möchte der Herrin die Decke abnehmen«, sagte sie und kam auf mich zu.

Ich wich erschrocken zurück.

»Es ist dafür zu warm«, sagte sie lächelnd und hob den Arm.

Wieder machte ich einen Schritt rückwärts.

»Ich habe die Herrin schon sehr oft gewaschen«, sagte sie.
»Die Herrin ist sehr schön. Bitte!«

Ich ließ das Laken bis zur Hüfte hinabgleiten. Der bewundernde Ausdruck im Blick des Mädchens war eindeutig. Ich freute mich darüber und ließ mir das Laken ganz abnehmen. »Ja«, sagte sie, »die Herrin ist sehr schön.«

»Vielen Dank«, erwiderte ich.

Sie faltete das Laken zurück und legte es wieder auf die große Couch.

»Susan«, sagte ich. »Das ist dein Name?«

»Ja«, antwortete das Mädchen lächelnd.

»Was sind das für Ringe und Ketten?« fragte ich und deutete auf die Gebilde am Fuße des Bettes und an einer Wand.

»Sklavenringe, Herrin.«

»Und was für einen Zweck erfüllen sie?«

»Sklaven werden daran festgemacht.«

»Es gibt hier also Sklaven?« fragte ich. Dieser Gedanke beunruhigte mich. Zugleich erregte er mich auf das höchste. Mir zuckte die Frage durch den Kopf, wie es sein würde, wenn ich selbst Sklavin wäre. Ein Schauer lief mir über die Haut, und ich bekam im ersten Moment kein Wort heraus.

»Es gibt hier echte Männer«, sagte das Mädchen.

»Oh«, erwiderte ich und fragte: »Gibt es hier wirklich Sklaven?«

»Ja, Herrin«, antwortete sie. »Hier und überall.«

Ich wußte nicht, was sie mit ›überall‹ meinte.

Ich spürte den warmen Lufthauch an meinem Körper und roch das feminine Parfüm, das man mir angelegt hatte.

»Du bist sehr hübsch, Susan«, sagte ich und schaute dem Mädchen nach, das begonnen hatte aufzuräumen.

»Die Herrin muß hungrig sein«, sagte sie.

Das Licht des vergitterten Fensters traf sie von hinten. Die Schatten der Stäbe lagen auch auf dem breiten Bett.

Ich machte kehrt und begab mich zu dem niedrigen Tisch, auf dem das Tablett mich erwartete.

»Wir haben gar keine Stühle«, sagte ich.

»In Corcyrus gibt es nur wenige Stühle«, antwortete das Mädchen.

Ich wandte mich zu ihr um, gepeinigt von einer qualvollen Angst. Dieser neue, unbekannte Ort erschreckte mich.

»Verzeih mir«, sagte ich zu dem Mädchen, »aber natürlich mußte mir deine Kleidung auffallen. Sie überläßt sehr wenig der Phantasie.«

»Zweifellos ist das genau die Absicht, die damit verfolgt wird, Herrin«, erwiderte das Mädchen.

Plötzlich fühlte ich mich schwach.

»Herrin?« fragte das Mädchen besorgt.

»Schon gut«, erwiderte ich.

»Ja, Herrin«, antwortete sie erleichtert. Und langsam ging ich um Susan herum. Sie blieb starr stehen und hatte den Kopf erhoben. Ihre Figur war hübsch.

»Du hast da etwas am linken Bein«, sagte ich, »oben am Schenkel.« Ich bemerkte die Verfärbung durch den weißen, halb durchsichtigen Stoff ihrer Tunika.

»Ja, Herrin«, sagte sie. »Es ist üblich, daß Mädchen wie ich gebrandmarkt werden.«

»Gebrandmarkt?« fragte ich.

»Ja, Herrin«, sagte sie und zog den Rock der Tunika hoch und zeigte mir ein anmutig geschwungenes Symbol, das beinahe wie eine Blume aussah.

»Das ist mein Brandzeichen«, verkündete sie.

Ich hielt die Luft an.

»Es wurde mir vor zwei Jahren mit einem glühenden Eisen in Cos verpaßt.«

»Schrecklich«, flüsterte ich.

»Mädchen wie ich müssen damit rechnen, gebrandet zu werden«, fuhr sie fort. »Das entspricht den Empfehlungen des Handelsgesetzes.«

»Handelsgesetz?« fragte ich.

»Ja, Herrin.«

»Es tut doch nicht mehr weh, oder?« fragte ich.

»Nein, Herrin.«

Vorsichtig streckte ich die Hand aus und berührte den

Gegenstand an ihrem Hals. Unter dem weichen Seidenschutz spürte ich harten Stahl.

»Das ist mein Sklavenkragen, Herrin«, sagte Susan.

»Würdest du ihn mal für mich abnehmen, damit ich ihn mir näher anschauen kann?«

Sie lachte fröhlich. »Verzeih mir, Herrin, aber den Kragen kann ich nicht abnehmen.«

»Warum nicht?«

»Weil er verschlossen ist«, antwortete sie lachend und drehte sich um. »Siehst du?«

Mit zitternden Fingern schob ich die beiden Enden des seidenen Futterals zur Seite und entdeckte unter ihrem Haar, in ihrem Nacken den Verschuß des Stahlbandes, das um ihren Hals verlief: ein widerstandsfähiges kleines Schloß. Ich sah sogar ein kleines Schlüsselloch.

»Du hast den Schlüssel nicht?« fragte ich.

»Nein, Herrin«, antwortete sie lachend. »Natürlich nicht.«

Ich erschauerte. »Darf ich dir eine intime Frage stellen, Susan?«

»Natürlich, Herrin«, sagte sie.

»Bist du noch Jungfrau?«

Das Mädchen lachte wieder. »Nein, Herrin, ich wurde den Herren schon vor langer Zeit für ihr Vergnügen zugänglich gemacht.«

»Zugänglich gemacht? Für ihr Vergnügen?«

»Ja, natürlich.«

»Du hast mich ›Herrin‹ genannt. Warum?«

»So reden Mädchen wie ich freie Frauen an«, lautete die Antwort.

»Was für ein Mädchen bist du denn?«

»Ein braves Mädchen, hoffe ich«, erwiderte sie. »Ich werde versuchen, dir gut zu dienen.«

»Bist du Sklavin?« flüsterte ich.

»Ja, Herrin«, entgegnete sie.

Ich trat einen Schritt zurück. Ich hatte versucht, mich dieser Erkenntnis zu widersetzen. Immer wieder hatte ich mir eingeedet, daß das nicht sein konnte, daß es nicht sein

durfte. Doch wie einfach, wie offenkundigere plausibel war eine solche Erklärung für alles, das mich verwirrt hatte: für die Kleidung des Mädchens, für das Zeichen an ihrem Bein, für den Kragen, der ihren Hals umschloß.

»Ich bin Sklavin Ligurius', des ersten Ministers von Corcyus«, sagte sie, schob den Kragenschutz weiter zurück und zeigte mir mit tastenden Fingern einige Zeichen an dem Stahlband. Symbole waren dort eingraviert. Ich vermochte die Schrift nicht zu lesen. »Diese Information ist dort festgehalten«, erklärte sie und schob den Seidenschutz wieder zurück. »Ich wurde vor beinahe zwei Jahren in den Gehegen des Saphronicus in Cos gekauft.«

»Der Stoff soll also den Kragen verbergen?«

»Nein, Herrin«, sagte sie. »Daß der Kragen vorhanden ist, läßt sich auch durch den Stoffüberzug nicht verhüllen.«

»Ich verstehe«, sagte sie. »Das Gelb paßt gut zum Gelb deines Gürtels«, fuhr ich fort, »und zu den hübschen Blumen auf der Tunika.«

Das Mädchen lächelte. »Die Blumen sind Talenderblumen, eine wunderschöne Blüte. Sie symbolisiert oft die Liebe.«

»Sehr hübsch.«

»Manche freie Frauen haben etwas dagegen, wenn Sklavinnen Talender tragen dürfen«, erklärte Susan, »sei es in natura oder als Darstellung auf ihrem Gewand.«

»Warum sind freie Frauen dagegen?«

»Sie meinen, eine Sklavin, die immer dann lieben muß, wenn es ihr befohlen wird, kann nichts von der Liebe wissen.«

»Oh«, sagte ich.

»Aber ich bin frei gewesen, ehe ich Sklavin wurde«, fuhr sie fort. »Verzeih mir, Herrin, aber ich meine, daß nur die Sklavin in ihrer Verletzbarkeit und Hilflosigkeit wirklich wissen kann, was Liebe bedeutet.«

»Du mußt auf Befehl lieben?« fragte ich entsetzt.

»Wir müssen tun, was uns gesagt wird«, sagte sie schlicht. »Wir sind Sklavinnen.«

Beim Gedanken an die Hilflosigkeit der Sklavin lief mir ein Schauer über den Rücken.

»Natürlich darf jede Sklavin hoffen, einem echten Herrn zu gehören.«

»Geschieht dies denn jemals?« fragte ich.

»Oft, Herrin, denn hier herrscht kein Mangel an solchen Männern.«

Ich fragte mich, an was für einem Ort ich mich befinden mochte, wenn hier kein Mangel an echten Sklavenherren herrschte. In meinem ganzen Leben hatte ich einen solchen Mann bisher nicht kennengelernt. Am nächsten kamen dieser Vorstellung die Männer, die mich vermutlich an diesen Ort gebracht hatten; sie hatten mich wie einen Niemand behandelt. Sie hatten mich dermaßen geschwächt, daß ich sie beinahe darum angefleht hatte, mich zu nehmen, wie ich war. Nun kam mir der entsetzliche Gedanke, daß ich vielleicht für solche Männer geboren war.

»Wie erniedrigend ist doch das Sklavendasein!« rief ich.

»Ja, Herrin«, erwiderte das Mädchen und senkte den Kopf. Ich hatte das Gefühl, daß sie lächelte. Sie hatte mir wohl geantwortet, was ich hören wollte.

»Sklaverei ist illegal!« rief ich.

»Hier nicht, Herrin«, sagte sie.

Ich trat einen Schritt zurück. »Man kann doch andere Menschen nicht besitzen«, flüsterte ich entsetzt.

»Hier ist das möglich«, erwiderte sie. »Du kannst es mir glauben – abseits aller Fragen der Rechtmäßigkeit oder Moral; all diese Fragen wollen wir mal beiseite lassen, denn sie beziehen sich nicht auf die Tatsachen.«

»Dann gibt es hier im Haus also wirklich Sklaven?« fragte ich staunend.

»Ja«, antwortete sie. »Hier und überall.«

Wieder wußte ich nicht, was sie mit ›überall‹ meinte. Sie sprach beinahe, als befänden wir uns nicht auf der Erde, an einem Ort auf der Erde.

Mein Herz hatte heftig zu pochen begonnen. Angstvoll schaute ich mich in dem großen Raum um. Er hatte keine

Ähnlichkeit mit anderen Räumen, in denen ich bisher gewesen war. Auf keinen Fall schien er sich in England oder Amerika zu befinden. Ich wußte nicht, wo ich war, auf welchen Kontinent man mich gebracht hatte. Ich war in der Gegenwart einer Sklavin, einer Frau, die einen Besitzer hatte. Ihr Herr war Ligurious, Minister dieser Stadt, die angeblich den Namen Corcyrus trug. Ich blickte auf das Gitterfenster, das barbarische Bett, die Kette am Fußende, die Ringe an der Wand. Und wieder war mir meine Beinahe-Nacktheit auf das unangenehmste bewußt.

»Susan?« fragte ich.

»Ja, Herrin?«

»Bin ich eine Sklavin?«

»Nein, Herrin.«

Ich wurde beinahe ohnmächtig vor Erleichterung. Einen Augenblick lang schien der Raum um mich zu kreisen. Ich war unsagbar froh, keine Sklavin zu sein – doch unerklärlicherweise erfüllte mich plötzlich auch ein tiefer Kummer deswegen. Mir ging zu meinem Schrecken auf, daß in mir etwas danach verlangte, einen Herrn über mir zu wissen. Ich betrachtete das Mädchen. Sie stand im Eigentum eines Mannes! In diesem Moment beneidete ich sie um den Kragen.

»Ich bin auch Sklavin!« sagte ich zornig. »Schau mich doch an. Ich bin nackt und trage einen Fußreif.«

»Ich weiß, daß die Herrin frei ist«, antwortete das Mädchen. »Ligurious, mein Herr, hat es mir gesagt.«

»Aber ich bin nackt.«

»Die Herrin ist nur noch nicht angekleidet«, gab sie zurück, ging zu der Schiebetür an der Seitenwand und öffnete sie. Dahinter hingen zahlreiche Gewänder – offenbar eine umfangreiche, elegante Garderobe.

Sie brachte mir eine hübsche, kurze, gestreifte, mit Schärpen verzierte, schimmernde gelbweiße Robe und hielt sie mir hin.

Ich fand das Gewand bezaubernd, gleichzeitig aber zu aufregend-sinnlich.

»Hast du nichts Einfacheres, Schlichteres?« fragte ich.

»Etwas Männlicheres?« fragte das Mädchen.

»Ja«, antwortete ich unsicher. Dieses Wort hatte ich natürlich nicht im Sinn gehabt, doch schien es mir einigermaßen zu passen.

»Möchte sich die Herrin wie ein Mann kleiden?« fragte Susan.

»Nein, eigentlich nicht.«

Und es stimmte – ich wollte mich nicht wie ein Mann anziehen, doch fühlte ich, daß es besser sei, eine eher strengere Kleidung zu wählen. Hatte man mich nicht gelehrt, daß ich praktisch dem Manne gleich sei?

»Herrin«, sagte das Mädchen und half mir in die Seidenrobe. Ich schloß die gelbseidene Schärpe. Der Rock endete weit über dem Knie. Erstaunt musterte ich mich im Spiegel. In einem solchen Gewand, lieblich gestaltet, meinen Körper eng nachzeichnend, konnte kein Zweifel bestehen, daß ich eine Frau war.

»Die Herrin ist schön«, sagte das Mädchen.

Im gleichen Moment wurde laut an die Tür geklopft. Ich fuhr schreiend zusammen.

Ein großgewachsener, kräftiger Mann stand auf der Schwelle. Er schaute sich um. Sein Blick hatte etwas Durchdringendes. Er besaß breite Schultern und lange Arme. Das braune, von grauen Strähnen durchzogene Haar war ziemlich kurz geschnitten. Er trug eine rot abgesetzte weiße Tunika. Als sein Blick mich traf, wäre ich beinahe ohnmächtig geworden. Es muß an seinem Blick gelegen haben. Ich wußte: Einen solchen Mann hatte ich noch nicht gesehen. Etwas unterschied ihn von allen anderen Männern, denen ich bisher begegnet war. Es war beinahe, als habe in ihm ein Löwe menschliche Gestalt angenommen.

»Dies ist Ligurios, mein Herr«, sagte das Mädchen, das den Kopf zum Boden geneigt hatte.

Ich schluckte krampfhaft und versuchte dem Blick des Mannes zu begegnen. Ich mußte ihm zeigen, daß ich ebenfalls eine Persönlichkeit war.

»Auf das Bett!« befahl er. Seine Stimme hatte einen Akzent, den ich nicht zu deuten wußte.

Ich eilte zum Bett und setzte mich nieder.

Er sagte etwas zu Susan, die aufsprang und zu mir eilte. Er machte eine weitere Bemerkung zu ihr. Ich verstand die Sprache nicht. Sie klang mir völlig fremd.

»Er sagt, du wirst es schon schaffen«, sagte sie auf Englisch zu mir.

»Was?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte sie.

Der Mann ergriff mein Fußgelenk und zog das Bein hoch. Ich ließ mich zurückfallen und begann tief zu atmen. Ich war beinahe außer mir vor Entsetzen. Zugleich spürte ich, daß ich sexuell erregt war, daß das Gehorchen mich schwach machte.

Der Mann blickte zur Seite und sagte etwas zu dem Mädchen. »Er hat gesehen, daß du dein Frühstück nicht angerührt hast«, sagte Susan.

Ich stöhnte. Hoffentlich war er nicht böse auf mich! Die meisten Männer meines Lebens hatte ich bisher nach Belieben abweisend behandeln können: Bei diesem Mann aber hätte ich das nicht gesagt.

Ich wimmerte und erwartete, daß er mich vergewaltigen würde. Ich war sogar begierig darauf.

Doch als er sich vorbeugte, stellte sich heraus, daß er mir nur den Beinreif abnehmen wollte; er steckte einen kleinen Schlüssel ins Schloß und öffnete das Metallband. Ich war teils erleichtert, teils enttäuscht. Zumindest jetzt sollte ich seine starken Hände noch nicht an meinem Körper spüren, mich seinem Willen als Frau noch nicht unterwerfen.

»Darf ich sprechen?« flüsterte ich.

»Ja.«

»Wer sind Sie?« fragte ich. »Wer ist das Mädchen? Wo bin ich? Was tue ich hier? Was wollen Sie von mir?«

»Ich bin Ligurious, erster Minister von Corcyrus«, antwortete er. »Das Mädchen ist unwichtig. Sie heißt Susan. Sie ist Sklavin.«

»Nein«, widersprach ich, »ich meine: Wer ist Ligurios? Ich habe noch nie von Ihnen gehört.«

»Du brauchst nicht viel mehr zu wissen, als daß ich der erste Minister von Corcyrus bin«, gab er zurück.

Ich starrte ihn an. Es mußte eine Verbindung geben zwischen ihm und den Männern, die mich in meiner Wohnung aufgesucht hatten. Er besaß einen Schlüssel für die Beinfessel!

»Wo bin ich?« fragte ich.

»In Corcyrus«, lautete die Antwort.

»Aber wo liegt Corcyrus?« fragte ich flehend. »Ich weiß nicht einmal, in welchem Teil der Welt ich mich befinde!«

Verwirrt sah er mich an.

Das Mädchen sagte etwas zu ihm, und er lächelte.

»Bin ich in Afrika? Oder in Asien?«

»Ist dir nicht schon der leichte Schwerkraftunterschied aufgefallen, im Vergleich zu dem, was du bisher gewohnt warst? Hast du nicht schon bemerkt, daß die Luft sich hier etwas von der unterscheidet, die du bisher geatmet hast?«

»Ja, mir war irgendwie so«, erwiderte ich. »Aber ich wurde in meiner Wohnung mit Betäubungsmitteln ausgeschaltet. Offenbar gehen die Empfindungen auf diese Droge zurück.«

»Die Droge hat keine solche Wirkung«, sagte er.

»Was soll das heißen?« fragte ich angstvoll.

»Es dauert nicht mehr lange«, antwortete er, »dann wirst du an solche Dinge keinen Gedanken mehr verschwenden. Sie werden dir nicht einmal mehr auffallen, jedenfalls nicht bewußt. Du wirst dich umgestellt haben. Akklimatisiert, könnte man sagen. Höchstens wird dir bewußt, daß du einen besonderen Schwung besitzt und dich sehr wohl fühlst!«

»Was soll das alles?« fragte ich ängstlich.

»Wir befinden uns nicht auf der Erde«, erwiderte er, »sondern auf einem anderen Planeten.«

Ungläubig starrte ich ihn an.

»Kommt dir die Umgebung typisch für die Erde vor?« fragte er.

»Nein«, flüsterte ich.

»Sieht dies wie ein Erdenzimmer aus?« fragte er.

»Nein.«

»Du bist in einem Raumschiff hergebracht worden.«

Ich konnte nicht antworten.

»Die Technologie, die dabei angewandt wird, ist fortschrittlicher als die, die du kennst«, fuhr er fort.

»Aber Sie sprechen englisch!« sagte ich. »Susan auch!«

»Ich habe ein wenig englisch gelernt«, sagte er. »Für Susan aber ist es ihre Muttersprache.« Er wandte sich zu dem Mädchen um und sagte etwas.

»Ich habe Erlaubnis zu sprechen«, sagte sie. »Herrin, ich stamme aus Cincinnati, Ohio.«

»Sie wurde vor über zwei Jahren auf diese Welt gebracht«, warf der Mann ein.

»Ursprünglich hieß ich Susan«, fuhr die Sklavin fort. »Mein Nachname spielt dabei keine Rolle. Als ich Sklavin wurde, verlor ich natürlich auch meinen Namen. ›Susan‹ – so wurde ich dann später von meinem Herrn wieder genannt. Ich trage diesen Namen jetzt als Sklavennamen.«

»Warum wurde sie hergebracht?« fragte ich.

»Aus dem Grund, aus dem Erdenfrauen üblicherweise auf diese Welt gebracht werden.«

»Und der wäre?«

»Um als Sklavin zu dienen.«

»Und warum hat man mich hergebracht? Aus dem gleichen Grund?«

»Du wirst schon noch merken, welches Schicksal dir zugegedacht ist. Hast du sonst noch Fragen?«

Ich richtete mich auf dem Bett auf. »Bin ich noch Jungfrau?« fragte ich.

»Ja.«

Dies freute mich. Ich hätte nicht gern meine Unschuld verloren, während ich bewußtlos war. Außerdem hoffte ich, daß mein Zustand meinen Wert noch erhöhte. Vielleicht

konnte ich ihn irgendwie noch als Waffe einsetzen. Dann aber bemerkte ich Ligurious' Blick und verzagte. Auf dieser Welt bedeutete meine Unschuld gar nichts.

Ligurious machte kehrt und verließ das Zimmer, und Susan und ich machten uns über das Frühstück her; schließlich hatte Ligurious sein Mißfallen zum Ausdruck gebracht, daß ich noch nicht gegessen hatte.

»Dies ist ja warmer Kakao!« rief ich nach dem ersten Schluck aus der flachen Schale. Ein kremiger, satter Schokoladengeschmack erfreute mich.

»Ja, Herrin.«

»Sehr gut! Kommen die Kakaopflanzen von der Erde?«

»Nicht direkt«, antwortete sie. »Natürlich gibt es hier viele Dinge, die ihren Ursprung auf der Erde haben. So können die ersten Kakaobohnen durchaus von der Erde hergebracht worden sein.«

»Wächst der Kakao in dieser Gegend?«

»Nein, Herrin. Wir bekommen die Bohnen, aus der die Schokolade gefertigt wird, von cosianischen Kaufleuten, die sie in den Tropen eintauschen.«

Ich stellte die Kakaoschale aus der Hand und begann von dem gelben Brot zu essen, das sehr frisch war.

»Wo sind die Raumschiffe?« fragte ich nach einiger Zeit.

»Raumschiffe?«

»Ja.«

»Keine Ahnung. Ich habe noch keins gesehen.«

»Oh.«

»Hat die Herrin denn ein Raumschiff gesehen?«

»Nein«, antwortete ich. Susan war wohl wie ich bewußtlos auf diese Welt gebracht worden. Wir wußten nichts oder beinahe nichts darüber, wie wir hierher gelangt waren.

»Für die Bewohner dieser Welt existierten kaum Hinweise darauf, daß es solche Dinge überhaupt gibt«, sagte Susan. »Die direkteste Bestätigung liegt meistens in gewissen Dingen, die von der Erde importiert werden.«

»Dinge?«

»Ja, vorwiegend wohl Mädchen, in Ketten.«

»Du nennst sie ›Dinge‹?« fragte ich entsetzt.

»Ja, Herrin. Sie sind Sklaven.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Die Herrin wird noch feststellen«, sagte das Mädchen, »daß diese Welt alles in allem sehr primitiv und barbarisch ist. Du darfst hier keine komplizierten Maschinen und Raumschiffe erwarten.«

»Oh.«

»Ich glaube nicht einmal, daß solche Schiffe auf dieser Welt beheimatet sind«, fuhr sie fort. »Wahrscheinlich besuchen sie sie nur von irgendwoher.«

»Es müssen doch aber Menschen zwischen hier und der Erde hin und her fliegen«, meinte ich.

»Das mag sein, Herrin, aber ich weiß davon nichts.«

»Hast du denn die Hoffnung aufgegeben, zur Erde zurückzukehren?«

»Schau mich an, Herrin«, sagte sie. »Ich bin halb nackt. Ich trage ein Brandzeichen und einen Halskragen. Ich nehme nicht an, daß ich auf diese Welt geholt wurde, um eines Tages zur Erde zurückgebracht zu werden.«

»Aber gewiß möchtest du doch zurückkehren!«

»Nein, Herrin. Dies ist mein Schicksal, und ich bin nicht unzufrieden.«

»Aber warum nicht?«

»Es gibt hier wahre Männer. So ist es tausendmal besser, auf Gor einen Kragen zu tragen, als auf der Erde in Freiheit zu leben.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Weil die Herrin eben keine Sklavin ist.«

»Du mußt mich nicht immer ›Herrin‹ nennen. Mein Vorname ist Tiffany. Laß uns Freunde sein!«

»O nein, Herrin, bitte nicht!«

»Aber wir sind beide aus Amerika! Warum können wir dann nicht Freunde sein?«

»Du bist frei, ich nur eine Sklavin.«

Ich schaute sie an.

»Ich will versuchen, der Herrin gut zu dienen.«

Allmählich glaubte ich die Disziplin zu verstehen, unter der Sklavinnen standen. Unwillkürlich fragte ich, wie es wäre, wenn ein solcher Zwang auch für mich gälte. Ich erschauerte.

»Dies scheint eine Welt zu sein, in der das Sexuelle im Vordergrund steht«, sagte ich.

»Ja, Herrin.«

»Sind Frauen hier nicht sicher?«

»Nein, Herrin, eigentlich nicht. Aber trotzdem darfst du unbesorgt sein. Du wirst gut bewacht. Deine Gemächer befinden sich immerhin im Palast von Corcyrus.«

»Dies ist der Palast? Vor der Tür stehen Wächter?«

»Ja, Herrin.«

»Dein Herr macht mir angst«, sagte ich.

»Mir auch«, erwiderte sie.

»Zweifellos sind unsere Ängste dumm und unbegründet«, meinte ich.

»Nein, Herrin. Nicht, daß er deine Schönheit nicht sähe«, fügte das Mädchen sofort hinzu. »Die erkennt jeder Mann sofort. Das Interesse Ligurios' scheint nur nicht in diese Richtung zu gehen. Außerdem hat er natürlich viele schöne Frauen zur Verfügung. Er ist ein vielbeschäftigter Mann.«

»Viele schöne Frauen?« fragte ich.

»Sklavinnen?«

»Außer dir noch andere?«

»Ich bin nur eines seiner Mädchen«, erklärte sie lachend, »und bestimmt eines seiner am wenigsten reizvollen.«

»Wie viele Sklavinnen besitzt er denn?«

»Fünfzig.«

Ich schnappte nach Luft.

»Vielleicht möchte Herrin jetzt zu Ende frühstücken«, sagte das Mädchen.

»Ich habe keinen Appetit.«

»Soll ich meinem Herrn Ligurios melden, daß die Herrin nicht aufgeessen hat?«

»Nein, nein!« sagte ich hastig und kam mir wie eine Sklavin vor.

»Ausgezeichnet, Herrin«, sagte das Mädchen schließlich.
»Ich werde die Herrin jetzt anziehen. Ich werde sie lehren, welche Kleidung hier getragen wird und wie sie anzulegen ist und welche Schleier dazugehören. Dann wird es Zeit für den Unterricht.«

»Unterricht?« fragte ich angstvoll.

»Ja, Herrin. Sprachunterricht, Unterricht in Sitten und Gebräuchen. Du mußt lernen, wie Corcyrus regiert wird.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Wer bist du?« fragte sie.

»Tiffany Collins.«

»Nein, Herrin. Diese Identität mußt du ablegen. Sieh sie als etwas, das vergangen ist, als wärest du eine Sklavin. Bereite dich auf einen Neuanfang vor.«

»Aber wie?« fragte ich. »Was soll ich tun? Wer soll ich sein?«

»Soviel weiß ich«, erwiderte das Mädchen lächelnd.
»Mein Herr hat mir deine neue Identität mitgeteilt.«

»Und die wäre?«

»Ab sofort solltest du dich damit vertraut machen, Sheila, Tatrix von Corcyrus zu sein.«

»Sheila, Tatrix von Corcyrus?« fragte ich.

»Ja, Herrin.«

»Was ist eine Tatrix?«

»Ein weiblicher Herrscher.«

Ungläubig starrte ich sie an.

»Es ist für mich eine große Ehre«, sagte das Mädchen,
»der Tatrix von Corcyrus dienen zu dürfen.«

Ich begann zu zittern.

»Wiederhole es: Wer bist du?«

»Sheila, Tatrix von Corcyrus«, flüsterte ich.

»Ganz recht, Herrin.«

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte ich. »Ich begreife überhaupt nichts mehr! Ich weiß nicht einmal den Namen der Welt, auf der ich mich hier befinde!«

»Sie heißt Gor«, antwortete das Mädchen.

Spät in der Nacht erwachte ich. Ich hatte in goreanisch geträumt, in der Sprache, die in Corcyrus gesprochen wurde, wie überhaupt in vielen Ländern dieses Planeten.

Seit meiner Ankunft waren mehrere Wochen vergangen. In dieser Zeit war ich jeden Tag viele Stunden – oder Ahn – lang unterrichtet worden, um mich meiner neuen Umgebung anpassen zu können. In vielen Dingen fehlte es mir noch sehr an Kenntnissen, doch war mir und meinen vielen Lehrern klar, daß ich bereits große Fortschritte machte.

Nackt lag ich auf dem breiten Bett. Es war eine warme Nacht.

Vorgeblich war ich Sheila, Tatrix dieser Stadt, die Corcyrus hieß.

Noch wirkte der Wein, den ich zum Abendessen getrunken hatte. Ich nahm nicht an, daß es sich um einen gewöhnlichen Wein gehandelt hatte: Möglicherweise war er mit einem Betäubungsmittel versetzt gewesen.

Ich hatte einen seltsamen Traum erlebt, vermengt mit anderen Visionen. Es war schwer, diese Dinge in den Griff zu bekommen.

In den letzten Tagen war ich Schritt für Schritt in das öffentliche Leben Corcyrus' eingeführt worden, zunächst mit Kleinigkeiten wie der Gewährung von Audienzen, gewöhnlich für Ausländer, und kurzen Auftritten vor Bürgern der Stadt. Dabei war mir Ligurious nicht von der Seite gewichen und hatte mir gutgelaunt und unauffällig geholfen. Oft hätte ich ohne seine Vorschläge nicht gewußt, was ich tun oder sagen sollte. Gestern hatte ich sogar Gericht gehalten, wenn die Fälle auch unbedeutend gewesen waren.

»Der Churl soll ausgezogen werden!« hatte ich herablassend verkündet. »Man hänge ihm ein Schild um, das ihn als Betrüger bloßstellt. Dann soll er von Wächtern durch das große Tor von Corcyrus gestoßen werden und die Stadt vor der Zweiten Passage-Hand nicht wieder betreten dürfen!«

Dies war der Fall, an den ich mich am deutlichsten erinnerte.

Der Übeltäter war ein kleiner, ungepflegter Mann mit entstelltem Körper. Er war reisender Händler und nannte sich Speusippus aus Turia. Ich hatte ihn widerlich gefunden. Ein corcyrischer Händler hatte ihn angezeigt: Er habe von Speusippus eine Schale erhalten, die angeblich aus Silber bestand und die das entsprechende Siegel Ars aufwies. Bei näherer Untersuchung hatte sich das Metall aber als lediglich versilbert herausgestellt. Da die Silberschmiede Ars versilberte Waren mit einem entsprechenden anderen Ar-Siegel versehen hätten, lag hier nicht nur ein falscher Verkauf vor, sondern auch noch eine Fälschung. Diese Feststellung hatte eine Beschlagnahme von Speusippus' Lager und Unterlagen geführt, und dabei waren etliche andere Unregelmäßigkeiten ans Tageslicht gekommen. So verfügte er über zweierlei Gewichte: Ein Satz stimmte, ein anderer nicht. Außerdem hatte er Sklavinnenhaar als das Haar von freien Frauen verkauft.

Ich war froh, als der übelriechende Speusippus endlich aus dem Saal gezerzt wurde. Wie erfreulich war es außerdem, die eindrucksvolle Kraft von Männern meinem Kommando unterworfen zu sehen!

Nun lag ich auf meiner riesigen Couch in der heißen corcyrischen Nacht.

Es gab viele Dinge, die ich nicht verstand. Selbst Susan, die soviel mehr über Gor wußte als ich, schien nicht alles zu begreifen.

So erschien ich zu meinen Audienzen und anderen öffentlichen Auftritten ohne die Schleier, die der freien Goreanerin normalerweise zustehen. Ich kannte die Schleier: Susan hatte mir beigebracht, was sie bedeuteten und wie sie arrangiert und befestigt werden mußten, doch trug ich sie nur selten, zumindest in der Öffentlichkeit. Dieser Umstand verwirrte mich, besonders im Licht der Dinge, die ich über den hohen Status einer Tatrix gelernt hatte, doch sah ich keinen Grund zum Protestieren, zumal das Wetter in Corcy-

rus sehr warm war. Ich fand Susans Erregung und Empörung darüber, daß ich meine Gemächer unverschleiert verließ, sogar ein wenig amüsan – immerhin kam sie aus Cincinnati, Ohio! Ich versuchte ihr die Sache zu erklären, so wie Ligurious sie mir klargemacht hatte, als ich ihn danach fragte. Der wichtige Unterschied zwischen mir und anderen hochstehenden Frauen war eben der, daß ich die Tatrix war und sie nicht. Eine Tatrix, so hatte Ligurious mir versichert, hatte keine Geheimnisse vor ihrem Volk. Es sei gut für das Volk einer Tatrix, ihre Herrscherin voller Liebe und Anbetung betrachten zu können. »Ja, Herrin«, hatte Susan mit gesenktem Kopf erwidert, und ich hatte mich gefragt, ob Ligurious die Wahrheit gesagt hatte. Zumindest bestand kein Zweifel mehr, daß die Gesichtszüge der Tatrix in Corcyrus inzwischen ziemlich bekannt waren. Noch heute früh war ich unverschleiert in einer großen offenen Sänfte von Sklaven durch die Straßen Corcyrus' getragen worden, begleitet von Ligurious, flankiert von Wächtern, angekündigt von Trommeln und Trompeten: Die Menschenmassen hatten gejubelt. »Dein Volk liebt dich«, hatte Ligurious gesagt. Ich hatte grüßend die Hand gehoben, mich verneigt und gelächelt. Dabei hatte ich mich anmutig und würdevoll gegeben, wie es mir Ligurious beigebracht hatte. Es war ein aufregendes Erlebnis für mich gewesen: die Menschen, die Läden, die Straßen, die Gebäude. Zum erstenmal hatte ich das Palastgrundstück verlassen können. Die Straßen waren sauber und wunderschön. Blumenduft lag in der Luft. Verschleierte Mädchen hatten vor der Sänfte Blütenblätter gestreut.

»Wegen des Ärgers mit Argentum ist es gut, wenn du dich vor dem Volk zeigst«, hatte Ligurious gesagt.

»Was haben wir denn für Ärger mit Argentum?« hatte ich gefragt.

»Es ist dort zu Scharmützeln gekommen«, sagte er. »Schau – dort ist die Bibliothek des Anisthenes.«

»Wunderschön«, sagte ich und betrachtete den prächtigen Vorbau, die schmalen, langen Säulen, den hübsch geschwungenen Ziergiebel mit den Friesen.

»Was für Ärger gibt es mit Argentum?« wiederholte ich.

»Dies ist die Prachtstraße des Iphicrates«, sagte er.

Die Menschen links und rechts der Straße zeigten sich nicht überrascht, daß mein Gesicht nicht von Schleiern verdeckt wurde. Vielleicht entsprach es ja tatsächlich einer Tradition, wie Ligurius gesagt hatte, daß die Tatrix sich so vor ihrem Volk zeigte. Jedenfalls schien die Reaktion der Bürger ihn zu bestätigen, was mich doch etwas beruhigte. Allenfalls mochte ihre Reaktion eine Art Respektbezeigung vor meinem Mut sein, mich ohne Schleier zu zeigen.

Einmal kamen wir an fünf knienden Mädchen vorbei, ein andermal an einem Sklavenmarkt, und es machte mir Mühe, die Augen von den Mädchen loszureißen. Ich erbebt innerlich: Ich sah versklavte Frauen, die wie eine Ware zum Verkauf geboten wurden! Was für ein schreckliches Schicksal!

»Heil Sheila, Tatrix von Corcyrus!« riefen Stimmen.

»Das Volk liebt dich«, sagte Ligurius.

Auf dieser Welt, so sagte ich mir, konnte ein Mädchen der Besitz eines Mannes sein, ähnlich wie ein Gegenstand. Ich bekämpfte die Gefühle, die bei diesem Gedanken in mir aufwallten. Vergeblich versuchte ich die Erinnerung an die knienden Sklavinnen zu vertreiben: Ich kam nicht darum herum, daß mich ihr Schicksal erregte. Von Zeit zu Zeit drängte das Volk näher an die Sänfte heran. Wächter, die zu beiden Seiten aufpaßten, schoben sie mit Speerschäften zurück. Inmitten dieser Wächter schritt Drusus Rencius. Er war mir vor einigen Wochen als Leibwächter zugeteilt worden. Soldaten folgten der Sänfte. Einige trugen Leinensäcke über den Schultern und warfen ab und zu Münzen oder Teile von Münzen auf die Straße. Ich hielt das für eine nette Geste. Das Volk balgte sich um die Stücke. Anscheinend hielten sie sie für sehr wertvoll. Ich lächelte und winkte der Menge zu. Ab und zu warf ich auch Drusus Rencius einen Blick zu, der sich jedoch nur für die Menschenmassen interessierte. Äußerlich mochte ich gutgelaunt und charmant wirken; drinnen aber tobten beinahe nicht zu bändigende

Gefühle. Auf was für einer Welt befand ich mich hier! Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß eine Frau dermaßen erregt sein konnte. Wieder betrachtete ich Drusus Rencius und die anderen Wächter von Corcyrus und fragte mich, wie es wohl wäre, wenn ich im Besitz eines solchen Mannes stünde. Der Gedanke raubte mir beinahe das Bewußtsein. Zweifellos verstanden sie sich darauf, einer Frau ihre Sklaverei bewußt zu machen.

»Stimmt etwas nicht, meine Tatrix?« fragte Ligurious.

»Nein, nein!« rief ich, mühte mir ein Lächeln ab und winkte wieder. Ich konnte nur hoffen, daß der praktische, strenge Ligurious, erster Minister von Corcyrus, nicht ahnte, wie es um mich bestellt war.

Nach einiger Zeit näherte sich die Prozession wieder dem Palast. Dabei ereignete sich noch ein Zwischenfall, den ich schildern sollte. Plötzlich löste sich ein Mann zornig aus der Menge und lief seitlich auf die Sänfte zu. Drusus Rencius packte ihn und schleuderte ihn zurück. Erschrocken schrie ich auf. Im nächsten Augenblick hatte der Zug angehalten, und der Mann wurde am Boden festgehalten und mit Schwertern bedroht.

»Er ist unbewaffnet«, sagte Drusus Rencius.

»Nieder mit Sheila, die nicht Tatrix von Corcyrus ist, sondern ihre Tyrannin!« brüllte der Mann und schaute zornig zu mir empor.

»Schweig!« rief Ligurious.

»Du wirst für deine Verbrechen, für deine Grausamkeit bezahlen!« rief der Mann. »Nicht ewig werden die Bürger Corcyrus' die Grausamkeiten des Palasts ertragen!«

»Verrat!« brüllte Ligurious.

Der Mann wurde von einem Speerschaft an der Schläfe getroffen. Ich schrie bekümmert auf.

»Der Mann ist ein Wahnsinniger, der nicht weiß, was er sagt«, wandte sich Ligurious an mich. »Beachte ihn nicht, meine Tatrix.«

Dem Bürger wurden die Hände auf dem Rücken gefesselt.

»Wer bist du?« fragte ich.

»Ein Mann, der sich erhebt gegen die Verbrechen, gegen die Ungerechtigkeit Sheilas, der Tyrannin von Corcyrus!« antwortete er kühn.

»Das ist Menicius aus der Kaste der Metallarbeiter«, sagte ein Soldat.

»Bist du Menicius?« fragte ich.

»Ja.«

»Bist du in Corcyrus geboren?«

»Ja – und früher war ich stolz darauf!«

»Was willst du?«

»Offenkundig war es seine Absicht, der Tatrix zu schaden«, warf Ligurios ein. »Das ging aus seinem Angriff auf die Sänfte hervor.«

»Er war unbewaffnet«, sagte Drusus Rencius.

»Männerhände brauchen sich nur kurz um den Hals einer Frau zu legen«, sagte Ligurios kühl, »um ihr schlimmes Werk zu tun.«

Unwillkürlich legte ich die Fingerspitzen an den Hals. Ligurios hatte bestimmt recht. Es war leicht, einen Mord zu begehen.

»Warum solltest du mir schaden wollen?« fragte ich den Mann.

»Ich wollte dir nichts tun, meine Dame«, sagte er mürrisch, »außer daß du bekommen solltest, was du verdienst, einen Sklaven im schlimmsten Sklavenloch auf Gor!«

»Das ist Verrat!« sagte Ligurios. »Seine Schuld steht fest!«

»Warum hast du dich dann dieser Sänfte genähert?« wollte ich wissen.

»Damit in Corcyrus auch einmal die Wahrheit gesagt wird!« antwortete er. »Damit das Elend und die Wut des Volkes ans Tageslicht kommen!«

»Bereitet ihn zur Hinrichtung vor!« sagte Ligurios. Ein Soldat packte den Mann am Haar und neigte seinen Kopf nach vorn, ein anderer zog sein Schwert.

»Nein!« rief ich. »Gebt ihn frei! Laßt ihn laufen!«

»Tatrix!« protestierte Ligurios.

»Laß ihn frei!« beharrte ich.

Die Fesseln des Mannes wurden geöffnet. Erstaunt richtete er sich auf. Die Zuschauer schienen ebenfalls nicht zu wissen, was sie davon halten sollten. Ligurios zeigte keine Regung. Ich spürte, daß er große Macht ausübte, sich aber auch unglaublich gut beherrschen konnte.

»Laß ihm eine Münze geben!« befahl ich.

Einer der Soldaten griff in seinen Leinensack und drückte dem Mann ein Kupferstück in die Hand.

Der Mann betrachtete es verwirrt. Dann spuckte er es zornig an und schleuderte es zu Boden. Er wandte sich um und marschierte fort.

Ein anderer hob die Münze vom Boden auf.

Ein längeres Schweigen trat ein, das schließlich von Ligurios beendet wurde. »Seht die Pracht und die Gnade der Tatrix!« rief er. »Was für einen besseren Beweis gibt es denn noch, daß die Anschuldigungen des Verrückten nicht stimmen?«

»Heil Sheila, Heil Tatrix von Corcyrus!«

Und schon setzte sich die Prozession wieder in Bewegung.

»Ist etwas an dem, was der Bursche sagte?« fragte ich Ligurios. »Gibt es Unruhe in Corcyrus? Sind die Bürger unzufrieden?«

»Du hast die Meldungen unserer Offiziere gehört«, sagte Ligurios.

»Ja«, sagte ich.

»Es sind die offiziellen und objektiven Berichte – auf die solltest du hören. Nicht auf das Gerede von Verrückten. Die darf man nicht ernstnehmen. Man findet immer Frustrierte, die die Schuld für das eigene Versagen nicht bei sich selbst suchen, sondern vor dem Tor ihrer Stadt.«

»Dann brauche ich mich um seine Vorwürfe nicht zu kümmern?« fragte ich.

»Nein, vergiß sie. Schlag sie dir aus dem Kopf.«

Ich schaute ihn an.

»Wenn du eine Bestätigung brauchst, solltest du auf die Zurufe deines Volkes achten.«

»Heil Sheila!« tönten Stimmen. »Heil Sheila, Tatrix von Corcyrus!«

Und mein Herz füllte sich mit Wonne und Zuneigung zu diesen Menschen. »Ja«, sagte ich, »ich werde geliebt.«

»Du hast da eben einen Fehler gemacht«, sagte Ligurius. Er lächelte und winkte in die Menge, doch seine Worte galten mir.

»Inwiefern?« fragte ich.

»Du hättest uns gestatten sollen, Menicius hinzurichten«, sagte er. »Du hast es verhindert. Das war ein Fehler.«

»Mag sein«, sagte ich. »Aber ich bin Tatrix von Corcyrus.«

»Natürlich«, sagte Ligurius.

Ich ließ mich auf den Bauch rollen. Das seidige Bettlaken schmiegte sich auf das angenehmste an meine Haut.

»Lady Sheila, meine Herrscherin, dürfte ich dir Drusus Rencius vorstellen, den ersten Schwertkämpfer in deiner Wache?« hatte Ligurius vor einigen Tagen gefragt.

»Der Name scheint mir nicht aus Corcyrus zu stammen«, sagte ich.

»In unseren Diensten stehen die verschiedensten Söldner«, erwiderte Ligurius. »Wir haben Soldaten, die sogar aus Anango und Skjern kommen.«

»Und aus welcher Stadt kommt Drusus Rencius?«

»Aus Ar.«

»Ich dachte, unser Bündnispartner wäre Cos«, wandte ich ein.

»Drusus Rencius ist in seiner Heimat ein Ausgestoßener, meine Dame«, sagte Ligurius. »Sei unbesorgt. Er dient nur sich selbst und dem Silber.«

Ich neigte den Kopf vor Drusus Rencius. Er war dunkelhaarig, groß, geschmeidig, hager und gleichwohl muskulös. Sein Gesicht wies ausgeprägte, regelmäßige Züge aus, die Hände waren groß. Hinter der Stirn erahnte ich große Intelligenz.

»Meine Dame«, sagte er und verneigte sich vor mir.

Er schien wortkarg und ergeben zu sein, doch besaß er zweifellos die Charakterzüge, die einen Goreaner ausmachten. Er wußte bestimmt mit einer Frau umzugehen.

»Er soll dein persönlicher Leibwächter sein«, sagte Ligurios.

»Leibwächter?«

»Ja, meine Dame.«

Ich betrachtete den großen hageren Mann. In der linken Armbeuge trug er seinen Helm, der sehr poliert aussah, zweifellos aber schon manchen Kampf mitgemacht hatte. Ebenso war der Griff seines Schwerts merklich abgegriffen. Seine Uniform war sauber, aber schlicht gehalten. Sie wies die Symbole Corcyrus' und seines Rangs bei den Wächtern auf. Er stand im dritten Rang, im ersten, dem Befehlsgewalt übertragen werden kann. Sollte er schon ein Kommando bekleiden, würde er es jetzt sicher abgeben, um sich ganz seiner Herrscherin widmen zu können. Wahrscheinlich hatte seine Geschicklichkeit mit dem Schwert Ligurios aufmerksam gemacht; gleichwohl genügte es als Bewacher einer Tatrix nicht, nur mit dem Schwert fix zur Hand zu sein. Protokollfragen mußten geklärt werden, Äußerlichkeiten waren ebenfalls wichtig. Ich würde den Burschen schon in seine Schranken weisen.

»Der Wächter einer Tatrix«, sagte ich zu Ligurios, »muß aber prächtiger aussehen.«

»Sorg dafür!« sagte er zu Drusus Rencius.

Daraufhin war Ligurios gegangen.

Drusus Rencius schaute auf mich herab. Er schien sehr groß und kräftig zu sein, und ich kam mir sehr klein und schwach vor.

»Was ist los?« fragte ich zornig.

»Nichts.«

»Nun sprich schon!«

»Nach den Dingen, die man mir erzählt hat, rechnete ich eigentlich mit einer etwas anderen Lady Sheila.«

»Ach?«

»Ich hatte erwartet, daß die Lady Sheila doch mehr eine Tatrix wäre«, fuhr er fort, »während du etwas ganz anderes zu sein scheinst.«

»Was?«

»Verzeih mir, meine Dame«, sagte er lächelnd, »wenn ich dir wahrheitsgemäß antworten würde, müßte ich fürchten, auf den Pflöcken zu enden.«

»Sprich dich ruhig aus. Wie komme ich dir vor?«

»Wie eine Sklavin«, sagte er.

»Oh!« rief ich zornig.

»Mischt sich Lady Sheila oft unverschleiert unter das Volk?« fragte er.

»Ja«, sagte ich. »Eine Tatrix hat keine Geheimnisse vor ihrem Volk. Es ist gut, wenn ihr Volk ihre Herrscherin offen sehen kann!«

»Wie Lady Sheila möchte«, sagte er und verbeugte sich. »Darf ich mich jetzt zurückziehen?«

»Ja«, sagte ich. Er hatte mich ohne Schleier gesehen. Ich kam mir beinahe unbekleidet vor, fast als wäre ich wirklich eine Sklavin.

»Du brauchst mich nur zu rufen, ich stehe dir zur Verfügung«, sagte er und verließ den Raum.

Ich warf mich auf dem Bett herum und schaute zur Decke empor.

Der Wein, den ich zum Abendessen getrunken hatte, wirkte noch immer nach. Möglicherweise hatte er ein Schlafmittel enthalten.

Es war nicht einfach, mir über die Situation klarzuwerden. Ich hatte einen seltsamen Traum gehabt, vermengt mit anderen Visionen.

»Ich bin die Tatrix von Corcyrus«, hatte ich auf der Sänfte zu Ligurious gesagt. »Natürlich«, hatte er geantwortet.

Wie kann ich aber die Tatrix von Corcyrus sein? fragte ich mich nun selbst. Ergibt dies alles einen Sinn? Ich konnte verstehen, daß Frauen auf diese Welt geschafft wurden, um wie Susan versklavt zu werden. Das ging mir ein. Warum sollte aber jemand auf diese Welt geholt werden, um über

eine Stadt zu herrschen? Eine dermaßen privilegierte und mächtige Stellung würden die Goreaner doch eher sich selbst vorbehalten! Ich hätte eher damit rechnen müssen, zu Füßen eines Sklavenherrn zu enden. Immer wieder fragte ich mich, ob ich wirklich die Tatrix von Corcyrus war. Bisher hatte ich noch keine direkten und wirklich weitreichenden Machtbefugnisse ausgeübt. Und zuweilen kam mir mein Zeitplan ein wenig seltsam vor. Zu gewissen Ahn mußte ich mich in den öffentlich zugängigen Räumen des Palasts aufhalten, und zu anderen wurde von mir erwartet, daß ich mich auf meine Gemächer beschränkte – aus Gründen, die mir unerfindlich blieben. »Der Tagesablauf der Tatrix ist seit jeher von gewissen Traditionen bestimmt«, hatte mich Ligurious informiert. Ab und zu war ich zu einem Zeitpunkt in meine Gemächer zurückgeleitet worden, da meiner Auffassung nach wichtige Ratssitzungen auf dem Programm standen, Sitzungen, an denen die Tatrix unbedingt hätte teilnehmen müssen. Ligurious informierte mich allerdings, daß die Tagesordnung dieser Sitzungen in Wahrheit so unwichtig und trivial gewesen wären, daß sie der Aufmerksamkeit der Tatrix nicht wert waren. So brauchte ich an den Veranstaltungen nicht teilzunehmen. Zu anderen Zeiten teilte man mir mit, daß Sitzungen verschoben oder abgesagt wären. Überlieferungen und Gebräuche scheinen den Goreanern sehr wichtig zu sein. Was ich als unerklärliche Schrullen oder Kapriolen in meinem Tagesplan empfand, wurde in der Regel damit erklärt. Es gehöre sich einfach, so hatte Ligurious mir erklärt, daß die Tatrix sich an die Besonderheiten Corcyrus' halte, auch wenn sie ihr etwas willkürlich vorkämen.

In der heißen corcyrischen Nacht schaute ich zur Decke meines Zimmers empor.

War ich die Tatrix von Corcyrus?

Susan, soviel stand fest, war davon überzeugt. Ebenso mein Leibwächter Drusus Rencius, ehemals aus Ar.

Auch hatte es anläßlich meiner öffentlichen Auftritte niemals Zweifel gegeben. Von allen wurde ich als Tatrix von

Corcyrus akzeptiert. Ligurious, erster Minister der Stadt, hatte mir mehrfach versichert, daß alles seine Ordnung habe. Und hätte ich noch eine letzte Bestätigung gebraucht, so war sie mir vorhin während des Umzugs durch die Bürger Corcyrus' gegeben worden: »Heil Sheila, Tatrix von Corcyrus!« hatten sie gerufen.

»Ich bin die Tatrix von Corcyrus«, hatte ich zu Ligurious gesagt. »Natürlich«, hatte er entgegnet.

So unerklärlich mir diese Tatsache auch erscheinen mochte, ich kam um die Schlußfolgerung nicht herum, daß ich in der Tat über Corcyrus herrschte.

Ich schloß die Augen und öffnete sie wieder. Langsam schüttelte ich den Kopf. Der Wein wirkte noch nach. Deshalb er aber vielleicht mit einem Mittel versetzt worden war, wußte ich nicht.

Ich hatte einen seltsamen Traum erlebt. Darin hatte ich auf Händen und Knien auf einem kühlen Fliesenboden gehockt. Ich war in eine Art Tuch gehüllt. Von meinem Hals hatte eine Kette zu einem Ring am Boden geführt. Drusus Rencius stand hinter mir und hielt eine goreanische Sklavenpeitsche in der Hand. Ligurious stand seitlich und hielt mir eine Lampe neben das Gesicht. Ich schluchzte.

»Siehst du es?« fragte er. »Ist es nicht bemerkenswert?«

»Ja«, antwortete eine Frauenstimme. Ich schnappte nach Luft. Es war, als schaute ich mich selbst an. Sie trug die Robe einer Tatrix, wie ich sie schon am gleichen Tag angehabt hatte. Wie ich hatte sie keinen Schleier angelegt. In der Verrücktheit des Traums schien ich mir selbst gegenüberzustehen und mich zu betrachten. Wie seltsam doch Träume sein können!

»Ich glaube, sie wird gut passen«, sagte Ligurious.

»Das würde ich auch sagen«, meinte die Frau.

Ligurious hob die Hand an das Tuch, das unter meinen Armen hindurchführte. »Möchtest du sie ganz sehen?« fragte er. Ich wimmerte bei dem Gedanken, daß er mir das schützende Tuch nehmen, mich völlig entkleiden konnte.

»Du bist nicht so schlau, wie du selbst glaubst, Ligurious«,

erwiderte die Frau. »Glaubst du, ich wüßte nicht, daß du, wenn du sie ausziehst, du mich selbst vor deinen Augen entkleidest?«

»Verzeih mir!« sagte Ligurious, der erste Minister von Corcyrus, lächelnd. »Du kennst meine Gefühle für dich.«

»Sie werden unerwidert bleiben«, sagte sie. »Halte dich an deine Sklavinnen.«

Ich hatte Angst vor der Frau, die sich über mich beugte. Sie mochte mir zwar äußerlich ähneln, doch unterschied sie sich in Wirklichkeit sehr von mir. Sie schien hochintelligent zu sein, zweifellos intelligenter als ich, und streng und entschlußfreudig. Darüber hinaus skrupellos und grausam, arrogant, ungeduldig anspruchsvoll, hochmütig und befehlsgewohnt. Eine solche Frau mochte eine echte Tatrix sein, was ich nicht war. Jedenfalls kam mir eine solche Frau mehr als ich geeignet vor, eine Stadt wie Corcyrus zu befehligen.

Schließlich hatte ich mich auf dem Bett hin und her geworfen und war in einen traumlosen Schlaf gesunken. Nun hörte ich Bewegungen vor meiner Tür. Der Wächter wurde abgelöst.

Ich lag im Dunkeln und fragte mich, ob tief in mir eine Tatrix schlummerte. Ich glaubte es eigentlich nicht. In mir ruhte etwas anderes, etwas, das mir erst auf dieser barbarischen Welt bewußt geworden war, eine Welt, die mich dazu zwang, mich meiner Weiblichkeit zu stellen.

Und plötzlich begriff ich den seltsamen Traum, den ich erlebt hatte. Seine Bilder hatten mir den Unterschied deutlich gemacht zwischen dem, was ich wirklich war, und dem, was zweifellos von einer Tatrix erwartet wurde. Der Gegensatz war klar hervorgetreten: Ich hatte unter Ligurious' Griff hilflos geschluchzt, während sie hochmütig vor mir stand.

Ich verließ das Bett, stellte mich vor den Spiegel und betrachtete das Mädchen, das sich darin abzeichnete. Wer war ich? Was war ich?

»Ich bin die Tatrix von Corcyrus!« rief ich. Ich war die Tatrix dieser Stadt! Zornig legte ich meine gelbe Robe an und band den Gürtel fest. Dann lief ich zur Tür, umfaßte den

Griff und bewegte ihn heftig. Schon hundertmal hatte ich die Tür geöffnet. Überrascht schrie ich auf. Die Tür gab nicht nach! Noch zweimal zog ich daran. Die Tür wurde von der anderen Seite festgehalten. Draußen schien etwas gegen ein Hindernis oder eine Barriere zu stoßen.

Ich hämmerte dagegen. »Laßt mich raus!« rief ich.

Es ertönte ein doppeltes Scharren. Draußen an der Tür, zur Mitte hin, hatte ich breite Metallösen entdeckt, paarweise gegenüber angeordnet, die bisher nicht benutzt worden waren. Schob man in diese Krampen einen Balken, ließ sich die Tür nicht mehr nach innen öffnen.

Jetzt ging die Tür auf. Fünf Wächter standen vor mir. Zwei lehnten breite Balken an die Wand; offensichtlich war damit die Tür versperrt gewesen.

»Die Tür war zu!« sagte ich.

»Ja, meine Dame«, antwortete der Anführer der Wächter. Wie Drusus Rencius stand er im dritten Rang. Er machte einen überraschten Eindruck. Offensichtlich hatte er nicht damit gerechnet, mich zu so später Stunde oder so früh am Morgen zu sehen.

»Warum war sie verschlossen?« fragte ich.

»Das ist sie doch immer in der Nacht.«

»Warum?«

»Auf Befehl?«

»Wer hat diesen Befehl gegeben?«

»Ligurious.«

»Warum sollte er so etwas anordnen?«

»Das ist so üblich – vermutlich zum Schutz der Tatrix. Es ginge doch nicht, daß die bei Nacht im Palast herumwandert.«

»Gibt es Gefahren im Palast?« fragte ich zornig.

Der Wächter zuckte die Achseln. »Vielleicht hat sich ein Mörder Zutritt verschafft.«

»In Begleitung meiner Wächter könnte mir nichts passieren«, sagte ich.

»Um diese Ahn ist es üblich, daß sich die Tatrix in ihren Gemächern aufhält.«

»Ich verlasse sie aber«, widersprach ich und machte Anstalten, mich an ihm vorbeizudrängen. Doch sein Arm, hart wie Eisen, versperrte mir den Weg. »Verzeih mir, hohe Dame«, sagte er, »aber du darfst nicht durch.«

Erstaunt trat ich einen Schritt zurück. »Ich bin die Tatrix!« sagte ich.

»Ja, meine Dame.«

»Aus dem Weg!«

»Es tut mir leid, du darfst hier nicht durch.«

»Ruf Ligurius!« rief ich, entschlossen, der Angelegenheit auf den Grund zu gehen.

»Ich kann den ersten Minister um diese Ahn nicht stören.«

»Warum nicht?«

»Er ist bei seinen Frauen.«

»Seinen Frauen!« rief ich.

»Wenn du willst, kann ich Drusus Rencius rufen.«

»Nein«, sagte ich. »Nein.« Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Ich sah, wie sich die Tür hinter mir schloß. Gleich darauf war zu hören, wie die beiden Balken wieder angebracht wurden.

»Ich bin die Tatrix!« schrie ich zornig.

Dann warf ich mein Gewand ab und schleuderte es zu Boden. Ich konnte nicht ausgehen. Wozu auch?

Dann begann ich zu zittern und sank neben meinem Bett in die Knie. Ich hatte durch den Palast wandern wollen.

Man hatte es mir verwehrt, Männer hatten es mir verboten. Ich war zornig! Doch wußte ich, daß da andere Gefühle in mir lauerten, tief drinnen, fremdartige, beunruhigende Regungen, unkontrollierbare Gefühle, die einen Ausweg suchten. Mein Wille war ausgeschaltet worden. Ich hatte gehorchen müssen. »Ich bin eine Tatrix!« rief ich zornig.

»Der arrogante Bursche, der sich da dem Thron nähert«, flüsterte mir Ligurios ins Ohr, »ist Miles, Botschafter und General aus Argentum.«

Der Mann, der mit großen Schritten auf die Plattform meines Thrones zukam, war in der Tat eine kühne Erscheinung. In der linken Armbeuge trug er einen Helm, der von Sleenhaar gekrönt war. Hinter ihm wirbelte ein mächtiges Cape aus kurzgeschnittenem weißen Fell.

»Vergiß nicht, daß Argentum mit uns verfeindet ist, ebenso wie mit unserem großen Verbündeten Cos.«

»Ich werde daran denken«, sagte ich.

»Die Männer hinter ihm«, fuhr Ligurios fort, »bringen Truhen voller Schätze. Er will damit um deine Gunst buhlen.«

»Sehr unterwürfig scheint er mir aber nicht zu sein«, sagte ich.

»Streif ein wenig deine Robe zur Seite, damit er dich besser sehen kann.«

Ich kam der Aufforderung nach.

»Da es hier um schwierige Dinge gehen kann, gestatte mir bitte, das Audienzgespräch zu führen«, sagte Ligurios.

»Selbstverständlich.« Ich war erleichtert darüber, daß Ligurios die Initiative behalten würde. Mir war bekannt, daß zwischen Corcyrus und Argentum große Spannungen herrschten. Ich wollte keinen Fehler machen, der sich auf den Thron nachteilig auswirken konnte. Ligurios wußte, was zu tun war.

Der Mann, der da näher kam, gefiel mir nicht. Er kam aus Argentum.

Ich richtete mich auf dem wunderschönen Thron Corcyrus' auf, der in dem großen Palastsaal auf einer breiten Plattform stand. Angehörige hoher Räte umgaben mich. Auch waren zahlreiche Wächter anwesend. Drusus Rencius trug eine prächtige Ausgehuniform, wie es sich für den Wächter einer Tatrix geziemte, und wartete in der Nähe. Auf den Stu-

fen, die zum Thron emporführten, waren hier und dort Reichtümer zur Schau gestellt: kostbare Stoffe, Goldmünzen und einige angekettete Sklavinnen. Susan kniete schräg hinter dem Thron.

»Miles, Botschafter von Argentum, General von Argentum«, verkündete der Herald.

Die Männer hinter Miles stellten die Truhen hin. Zweifellos würden bald neue Schätze die Thronstufen zieren.

»Der Thron von Corcyrus«, begann Ligurious, »begrüßt den Botschafter aus Argentum, Miles, General von Argentum.«

»Im Namen Claudius', des Ubar von Argentum, nehme ich den Gruß Corcyrus' an«, sagte Miles.

»Aber für dich selbst akzeptierst du ihn nicht?« fragte Ligurious.

»Wäre es nach meinem Willen gegangen«, lautete die Antwort, »wäre ich nicht mit Protestschriften vor die Mauern Corcyrus' gekommen, sondern mit den Waffen des Krieges.«

»Hüte deine schnelle Zunge!« sagte Ligurious. »Denn du befindest dich hier nicht in einer Taverne Argentums, sondern in Corcyrus und außerdem vor dem Thron seiner Tatrix.«

»Verzeih mir, edler Ligurious«, antwortete Miles. »Ich habe mich vergessen. Es war ein verständlicher Fehler. In den Tavernen Argentums sprechen wir Argenter ganz frei vor Frauen wie eurer Tatrix. Bei uns sind sie Pagasklavinnen.«

Zorneschrei wurde laut.

»Um es ganz genau zu sagen«, fuhr Miles fort, »habe ich in solchen Tavernen oft Frauen gehabt, die deiner Tatrix weit überlegen waren. Sie dienten mir vorzüglich in ihren Ketten.«

Ringsum wurden Klingen blank gezogen.

Miles zuckte nicht zusammen, trat keinen Schritt zurück. Seinen Kopf zierte eine dichte schwarze Haarmähne. Der stechende Blick seiner grauen Augen ruhte auf mir. Am

liebsten wäre ich verschleiert gewesen. Er würde mein Gesicht vermutlich niemals vergessen.

»Deine Schriftstücke wurden untersucht«, sagte Ligurios. »Ich, die Tatrix und Angehörige der hohen Räte haben sie sorgfältiger bedacht, als sie es verdienen. Die angeführten Beweise sind falsch, die vorgetragenen Argumente nicht stichhaltig, die gestellten Forderungen unsinnig.«

»Mit einer solchen Ablehnung unserer Schriften habe ich gerechnet«, erwiderte Miles. »Ich selbst hätte sie auch gar nicht erst vorgelegt. Es wäre besser gewesen, euch Argentums Ansicht vorzutragen und den Speer des Kriegs zu schicken.«

Ich selbst hatte die Schriftstücke nur bedingt geprüft. Auszüge waren mir, nicht ohne kritische Anmerkungen, von Ligurios vorgelesen worden. Seine Analyse des Inhalts war zweifellos richtig. Er war ein intelligenter Mann und kannte sich mit den geographischen und politischen Aspekten der Probleme bestens aus. Vordringlich ging es um unsere Silberbergwerke, die leider in der Nähe Argentums lagen. Anscheinend mußten wir Gewalt aufwenden, um sie zu schützen. Angeblich waren diese Bergwerke beinahe so ergiebig wie die von Tharna, die weit entfernt im Nordosten lagen. Argentum behauptete natürlich, daß die Silberbergwerke diesem Land gehörten. Meine Bildung, die in mancher Hinsicht ungewöhnlich umfassend war, erwies sich in einem offenkundigen, auffälligen Punkt als unzureichend. Ich konnte nicht griechisch lesen. In dieser Sprache war ich Analphabetin.

»Es ist für Corcyrus und den Frieden ein Glücksumstand«, fuhr Ligurios fort, »daß wir nicht mit Miles, General von Argentum, verhandeln müssen, sondern mit Claudius, dem Ubar dieses Staates. Er, so hoffe ich, ist weniger heißblütig. Er, so hoffe ich, ist vernünftiger. Er, so hoffe ich, sieht unseren Anspruch ein und bestätigt ihn.«

»Argentum fürchtet Corcyrus nicht«, sagte Miles.

»Und doch scheinen die Männer in deiner Begleitung ei-

sengefaßte, schön gestaltete Truhen vor unseren Thron gebracht zu haben.«

»Das ist richtig«, sagte Miles.

»Wenn die Geschenke angemessen sind«, sagte Ligurios, »könnte sich die Tatrix, nachdem uns die Bergwerke endgültig abgetreten wurden, dazu herablassen, die unwürdigen Argenter weniger streng zu behandeln.«

»Claudius, mein Ubar, vernimmt dies sicher mit Erleichterung«, sagte Miles.

Als Antwort senkte Ligurios anmutig den Kopf.

Ringsum wurde gelacht. Schwerter verschwanden wieder in ihren Scheiden.

»Wie ich sehe«, sagte Drusus Rencius leichthin, »hast du der Tatrix keine männlichen Seidensklaven mitgebracht.«

»Es ist allgemein bekannt«, erwiderte Miles, »daß sich die Tatrix von Corcyrus nicht für Männer, sondern ausschließlich für Geld und Macht interessiert.«

»Vorsicht!« sagte Ligurios.

Ich verstand nicht, was Miles aus Argentum meinte. Natürlich interessierten mich Männer nicht, doch hielt ich mich andererseits nicht für übermäßig geldgierig.

»Ihr könnt die Truhen jetzt öffnen«, sagte Ligurios und betrachtete die Behältnisse interessiert.

»Wie kommt es, daß die Tatrix von Corcyrus unverschleiert Hof hält?« fragte Miles.

»Das ist so Sitte.«

»Nach Berichten unserer bisherigen Boten und Gesandten muß es sich um eine neue Sitte handeln.«

»Jede Sitte hat irgendwo ihren Anfang«, sagte Ligurios. Es interessierte mich zu hören, daß hier eine neue Handhabung eingeführt worden war. »Es gibt viele Gründe – zweifellos steht die Überlegung an erster Stelle, daß das Volk nun ihre Tatrix ehrfurchtsvoll und anbetend erschauen kann.«

»Ich finde, ihr müßtet eher Angst haben, daß man sie voller Interesse mustert.«

»Interesse?«

»Ja«, sagte Miles, »mit dem Gedanken, wie sie sich in einem Kragen machen würde.«

»Ich glaube, es wird Zeit«, sagte Ligurious, »daß du dich ein wenig gründlicher dem Auftrag deines Ubar widmest. Laß sehen, welche Geschenke er Corcyrus anbietet, in der Hoffnung auf unsere Gnade, auf unsere Geneigtheit.«

»Gewiß braucht Corcyrus keine neuen Reichtümer«, sagte Miles. »Schaut euch an, wie kostbar dieser Saal ausgestattet ist, wie prunkvoll die Anwesenden gekleidet sind! Ich sehe vornehme Stoffe.« Miles deutete auf die Dinge, die über die Stufen verstreut waren. »Auch gibt es Gold in Corcyrus und zahlreiche hübsche Mädchen.« Sein Blick ruhte auf Susan.

»Zeig uns, was Claudius uns geschickt hat!« sagte Ligurious.

»Natürlich«, sagte Miles aus Argentum. Er reichte einem seiner Männer den Helm. Mit einem schweren Schlüssel öffnete er die größte Truhe. Die anderen Kästen wurden ebenfalls aufgeschlossen.

Ligurious, ich und die anderen beugten sich vor, um den Inhalt der Behältnisse zu erschauen.

»Im Werben um die Gunst Corcyrus', in Unterwerfung und Tribut an Corcyrus sendet euch Claudius, Ubar aus Argentum«, verkündete Miles aus Argentum, »*dies!*«

Er riß den Deckel der großen Truhe hoch und kippte sie um. Seine Begleiter behandelten die anderen Kisten ebenso.

»Nichts!« rief Ligurious. »Es ist nichts darin!«

»Genau das«, verkündete Miles, »ist es, was Claudius, Ubar von Argentum, Corcyrus entbietet!«

»Unverschämtheit!« rief Ligurious. »Unverschämtheit!«

Wütendes Geschrei wurde in meinem Gefolge laut.

Miles streckte die Hand aus, und man gab ihm seinen Helm zurück, den er wieder in die linke Armbeuge stellte. »Ich verlasse jetzt Corcyrus«, sagte er. »Wenn ich zurückkehre, dann mit einer Armee hinter mir.«

»Du hast unsere Tatrix beleidigt«, sagte Ligurious.

»Eure Tatrix gehört in einen Käfig, in einen goldenen Käfig«, antwortete Miles.

Und wieder ertönten wütende Rufe. Ich verstand nicht recht, worin die Beleidigung bestanden haben sollte oder was er mit dem ›goldenen Käfig‹ gemeint hatte.

»Hier«, fuhr Miles fort und griff in eine Tasche an seinem Gürtel. »Wenn die Corcyrer so scharf sind auf das Silber von Argentinum, will ich euch ein Stück davon geben.« Er hob die Münze. »Dies ist ein Silber-Tarsk aus Argentinum«, fuhr er fort und schleuderte das Stück vor der Plattform zu Boden. »Ich schenke euch die Münze. Sie hat etwa den Wert eurer Tatrix. Soweit ich sie bisher abschätzen kann, würde sie auf einem Sklavenmarkt etwa diesen Preis bringen.«

Wieder wurden Klingen gezogen. Drusus Rencius hielt einen Mann davon ab, sich auf Miles aus Argentinum zu stürzen. Im kleinen Gefolge Miles' blitzten ebenfalls die Waffen.

»Zieht ihn aus, bindet ihn an den Sklavenring der Tatrix!« brüllte ein Mann.

Ich erschauerte. Es hätte mich entsetzt, einen solchen Mann an meiner Lagerstatt zu haben.

Miles machte kehrt und verließ mit seinen Leuten den Saal.

»Glaubst du, daß es Ärger gibt?« fragte ich Ligurios.

»Nein«, antwortete er. »Argentinum wird sich die Sache gründlich überlegen und keine voreilige Entscheidung treffen. Selbst Claudius weiß, daß die Macht und das Gewicht Cos' hinter uns stehen.«

»Miles aus Argentinum machte aber einen ziemlich entschlossenen Eindruck.«

»Er ist ein Hitzkopf«, sagte Ligurios. »Ich bin sicher, daß in Argentinum die Vernunft siegen wird.«

Auch sonst schien ich Ligurios zur Vernunft gebracht zu haben. Meine Tür sollte nun nicht mehr verriegelt sein. Die Wächter blieben draußen – als verständliche Vorsicht, als Sicherheitsmaßnahme für die Herrscherin. Doch konnte ich mein Quartier nun verlassen und mich überallhin bewegen. Die einzige Einschränkung bestand darin, daß ich von meinem Wächter Drusus Rencius begleitet sein mußte. So

konnte ich nun sogar bei Nacht meine Räume verlassen. Und was noch besser war: sogar den Palast, wenn ich inkognito ging und in Drusus Rencius' Nähe blieb.

6

»Es gibt Viertel von Corcyrus, in die du mich noch nicht geführt hast«, sagte ich zu Drusus Rencius.

Wir standen auf den hohen Wehrmauern Corcyrus', auf einer Steinabstufung hinter der Balustrade, und brauchten so nicht durch die Schießscharten zu schauen, sondern hatten einen freien Blick über die Mauerkrone auf die Felder außerhalb der Stadt.

»Nicht alle Viertel Corcyrus'«, sagte er, »sind sicher, und schon gar nicht bei Nacht. Und nicht alle nehmen auf die Empfindsamkeit einer freien Frau Rücksicht.«

Ein Windhauch wehte über die Mauer, der mir sehr willkommen war. Schleier bewegten sich vor meinem Gesicht.

»Du mußt deine Kapuze nach vorn ziehen«, sagte Drusus Rencius.

Zornig kam ich seiner Aufforderung nach. Drusus Rencius war ungeheuer vorsichtig.

Nervös blickte er sich um. Ich fragte mich, warum er so angespannt und nervös war.

Die Tarns, riesige Sattelvögel, hockten einige hundert Fuß entfernt auf ihren Stangen. Es waren fünf Tiere.

»Geh nicht zu nahe heran!« hatte mich Drusus gewarnt.

»Keine Angst!« hatte ich lachend erwidert, denn ich fürchtete solche Wesen.

Aber wenn er die Vögel so wenig mochte oder sich um meine Sicherheit sorgte, warum hatte er dann gerade diesen Teil der Stadtmauern erklimmen wollen? *Er* hatte mich hier in die unmittelbare Nähe der schrecklichen Monstren geführt.

»Ich sehe immer noch dein Haar«, sagte Drusus Rencius.

Ärgerlich zog ich mir die Kapuze noch enger um den

Kopf, so daß von mir außer Nasenwurzel und Augen kaum noch etwas zu sehen war. Vor fünf Tagen hatte ich den Vorschlag gemacht, die Stadtmauer zu ersteigen, um nach draußen zu schauen. Ursprünglich hatte Drusus Rencius gezögert, sich dann aber beinahe ein wenig zu plötzlich besonnen und mich hierhergeführt. Und jetzt machte er einen ausgesprochen nervösen Eindruck.

»Wegen der Kaissa-Spiele bist du noch immer böse auf mich«, sagte ich.

»Nein.«

»Sie waren aber wirklich langweilig«, sagte ich.

»Centius aus Cos saß am Brett!« rief er. »Er ist einer der besten Spieler auf Gor!« Daß der berühmte Centius aus Cos an einem so unwichtigen Turnier teilgenommen hatte, ging bestimmt auf die Allianz zwischen Corcyrus und Cos zurück. Und obwohl er sicher interessant gespielt hatte, mußte mich Drusus Rencius früh nach Hause bringen.

»Ich wette«, sagte ich jetzt zu ihm, »daß du später noch einmal zu den Spielen zurückgekehrt bist.«

»Ja«, sagte er.

»Bitte sei nicht böse auf mich, Drusus!« sagte ich.

»Ich bin nicht böse auf dich«, antwortete er.

Ich fragte mich, warum ich so zu ihm sprach. Schließlich war ich die Tatrix dieser Stadt. Die Macht lag bei mir, nicht bei ihm. Trotzdem wollte ich nicht, daß er mir zürnte. Irgend etwas in mir wollte ihm gefallen.

Ich schaute über die weiten Felder, die einen prächtigen Anblick boten. In einer goreanischen Stadt fällt es einer Frau nicht schwer, sich inkognito zu bewegen. Die Verhüllungsroben verbergen ihr Gesicht. Heute abend trug ich die Robe einer Frau aus hoher Kaste, im Gelb der Hausbauer. Drusus Rencius hatte eine neutrale Tunika angelegt mit einem weiten kastanienbraunen Umhang. Es gefiel mir, mich frei in der Stadt bewegen zu können; wir brauchten keine Wächtertruppe, keine Sänfte, keine Trommeln und Pfeifen und die anderen Dinge, die zu meinem hohen Amt gehörten. Zuweilen fand ich die Pracht meines Hofstaates sehr anre-

gend, doch wollte ich ihn nicht jedesmal um mich haben, wenn ich den Palast verließ.

Unter Drusus' Cape glaubte ich ein metallisches Klirren zu hören, wie schon mehrmals an diesem Abend.

Drusus Rencius hatte sich die Tarns angeschaut, die rechts von uns auf ihren Stangen saßen. Sie waren für den Patrouillendienst gesattelt und angeschirrt. Die dazugehörigen Stadtwächter, die Dienst hatten, befanden sich in einem Wachhaus am Fuße der Mauer. Sie konnten innerhalb weniger Ihn im Sattel sitzen.

Er schaute sich unbehaglich um. Die Unruhe war sehr untypisch für ihn.

»Hat man schon wieder etwas von den Sleen aus Argentum gehört?« fragte ich. Seit der Rückkehr Miles' in seine Stadt waren mehrere Tage vergangen.

»Nein«, antwortete er.

»Nett von dir, mich hierherzubringen«, sagte ich. »Ein schönes Panorama.«

Er schwieg.

»Das Gesangs-drama gestern abend hat mir gefallen«, fuhr ich fort.

»Gut.«

Viel hatte ich von dem Gesang noch nicht verstehen können, zumal wegen des großen Theaters Verstärkungsmasken getragen wurden, die alle Laute verzerrten. Doch hatte mich die Art der Aufführung sehr interessiert, bei der Chöre und Einzelgestalten Wechselgesänge aufführten.

»Ein wunderschönes Panorama«, wiederholte ich. »Wir hätten schon früher herkommen sollen.«

»Mag sein«, sagte er.

Ich hatte in den letzten Tagen viel von Corcyrus zu sehen bekommen. Drusus Rencius war größtenteils ein aufmerksamer und entgegenkommender Begleiter. Besonders liebte ich die Märkte und Bazare, die Gerüche, die Farben, die Menschenmengen, die Vielfalt der aufgebauten Waren, die winzigen Läden, die Buden, die Geschäfte, die zuweilen nur aus einem kleinen Teppich bestanden, auf dem ein fliegen-

der Händler seine Ware ausstellte. Drusus Rencius hatte mir sogar Münzen zur Verfügung gestellt und mich schachern lassen. Frohgemut war ich mit meinen kleinen Eroberungen in den Palast zurückgekehrt. Ich kaufte gern ein, ich schaute mich gern um. Mir zu folgen, während ich neugierig alle möglichen Winkel erkundete, mußte für Drusus sehr langweilig gewesen sein, doch er hatte sich nicht beschwert. Ich begann die goreanische Stadt zu lieben. Sie war so unheimlich lebendig. Vor allem erregten mich die Sklavinnen, die barfuß und mit Eisenkragen beschwert unbeachtet durch die Menge gingen.

»Dort sind Wagen«, sagte ich und deutete über die Wehrbrüstung der Stadtmauer. Fünf Wagen näherten sich hintereinander der Stadt. Jeder wurde von zwei Reihen angeschnallter Sklaven gezogen, an jedem Seil zogen etwa zwanzig Sklaven.

»Sa-Tarna-Wagen«, erklärte Drusus. »Sie bringen Korn in die Stadt.«

»Was ist das für ein Wagen dort?« fragte ich. »Der kleinere, der zur Seite gefahren ist, um den Getreidetransport durchzulassen?« Ich glaubte zu wissen, was für ein Wagen das war; seine Fracht war jedenfalls so unwichtig, daß er allen anderen Fahrzeugen Vorfahrt gewähren mußte. Ein einzelner breiter Tharlarion, eine vierbeinige Zugechse, wie sie überall auf Gor anzutreffen ist, zog den kantigen flachen Wagen. Eine Plane verdeckte die Ladefläche.

»Ein Sklavenwagen. Er gehört einem Sklavenhändler«, antwortete Drusus Rencius.

»Oh!« sagte ich und tat überrascht. Natürlich hatte ich gewußt, daß es sich um einen Sklavenwagen handelte; die blau-gelbe Kennzeichnung war deutlich zu sehen, die Farben der Sklavenhändler.

Ich richtete mich hinter der Mauerbrüstung auf und atmete tief durch. Wie froh ich doch war, frei zu sein! Wie schrecklich wäre es gewesen, Sklavin zu sein!

»Du scheinst heute nervös zu sein, Drusus«, sagte ich.

»Verzeih mir, Lady Sheila!« antwortete er.

»Stimmt etwas nicht?«

»Nein.«

»Was scheppert da unter deinem Mantel?« fragte ich. »Es klingt nach Metall.«

»Nichts«, entgegnete er.

Einer der Tarns bewegte sich unruhig auf seiner Stange. Ich wußte noch immer nicht, warum mich Drusus ausge-rechnet an diese Stelle geführt hatte; die Nähe der Tarns stimmte mich unbehaglich.

»Du hältst nicht viel von mir, nicht wahr, Drusus?« fragte ich.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte er erstaunt.

»Du hältst mich für hübsch und dumm, nicht wahr?«

»Ich werde dafür bezahlt, die Lady Sheila zu bewachen«, erwiderte er, »nicht um mir eine Meinung über ihren Cha-rakter zu bilden.«

»Magst du mich?«

»Zuerst unterstellst du, ich hielte wenig von dir, dann fragst du, ob ich dich mag?«

»Unmöglich wäre es nicht.«

Er lächelte.

»Na, magst du mich?«

»Wäre das wichtig?«

»Nein, natürlich nicht«, sagte ich zornig.

»Dann ist eine Antwort ja auch sinnlos.«

»Du verachtest und haßt mich!« rief ich.

»Das könnte mir einerseits leichtfallen, andererseits auch wieder nicht, wenn ich nämlich bedenke, was ich über die Tatrix von Corcyrus und ihre Herrschaft in der Stadt gehört habe. Doch nachdem ich dich nun persönlich kenne, kann ich wirklich nicht behaupten, daß ich dich hasse.«

»Wie schmeichelhaft!« rief ich.

»Dein öffentliches Ich und dein privates Ich scheinen sehr voneinander abzuweichen.«

»Mag sein«, sagte ich gereizt.

»So ist das zweifellos bei vielen Menschen.«

»Zweifellos.«

Drusus Rencius schaute links und rechts auf der Mauerkrone entlang. Wir waren praktisch allein hier oben. Die nächsten Leute, ein Pärchen, standen gut hundert Meter entfernt links von uns. Wieder blickte Drusus Rencius auf die Tarns, ehe sein Blick zu mir wanderte. Zornig wandte er sich schließlich ab. Er hatte die Fäuste geballt.

Tränen standen mir in den Augen. Ich wollte Drusus Rencius gefallen. Er sollte mich unbedingt mögen. Doch was ich auch sagte oder tat – alles schien falsch zu sein. Im nächsten Moment stieg Zorn über mich selbst in mir auf. Ich war doch keine Sklavin zu seinen Füßen, halb nackt in seinem Kragen, voller Angst vor seiner Peitsche! Ich war Tatrix und er ein einfacher Wächter. Erschauernd fragte ich mich, wie es wohl wäre, von einem solchen Mann versklavt zu werden.

»Das Czehar-Konzert war schön«, sagte ich leichthin.

»Gut«, erwiderte er.

Die Czehar ist ein langes, flaches, rechteckiges Instrument, das man beim Spielen auf den Knien hält. Es verfügt über acht Saiten, die mit einem Stück Horn gezupft werden. Vorgestern abend hatte Lysander aus Asperiche ein Konzert gegeben.

»Was hat der Eintritt gekostet?« fragte ich.

»Einen Silber-Tarsk für uns beide«, antwortete er.

»Wenn ich mich richtig erinnere, ist das mehr, als ich deiner Meinung nach als Sklavin wert wäre«, sagte ich entrüstet.

»Wenn sich Lady Sheila an unser Gespräch erinnert, so sagte ich damals, daß sie in den intimen Künsten der Sklavin nicht ausgebildet ist, was sich natürlich auf den Preis auswirkt.«

»Künste?« fragte ich.

»Ja, die komplexen, subtilen und sinnlichen Künste, einem Mann voll und ganz zu gefallen.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Da ist es nur natürlich, daß manche Frauen einen höheren Preis bringen als andere.«

»Ich fand jedenfalls, daß Lysander gut gespielt hat«, sagte ich.

»Er gilt auch als einer der besten Czechar-Spieler auf ganz Gor.«

»Oh«, sagte ich. Wieder schien ich bei Drusus Rencius ins Fettnäpfchen getreten zu sein. Bei ihm wollte mir auch gar nichts gelingen!

Wieder schaute ich in die Weite.

»Geht es Lady Sheila gut?« fragte Drusus Rencius.

»Ja«, sagte ich.

Die letzten Tage waren sehr angefüllt gewesen. Ich hatte nicht nur die Märkte und Bazare und Theater dieser Stadt gesehen, sondern so manches andere in der Stadt. Es war sehr angenehm gewesen, durch die kühlen Säle der Bibliotheken zu schreiten mit den vielen tausend Schriftrollen, die sorgfältig katalogisiert und abgelegt waren, und durch die Galerien an der Straße des Iphicrates. Die Brunnen auf den Plätzen beeindruckten mich sehr. Man konnte bei ihrem Anblick beinahe vergessen, daß sie nicht nur als Zierde gedacht waren, sondern nach goreanischer Art einen sehr konkreten Zweck hatten. Von den Brunnen mußten die meisten Leute ihr Wasser holen. Ganz besonders gefielen mir die öffentlichen Gärten. Je nach Pflanzenart blühen in den meisten Gärten ständig Blumen. Hier gibt es auch viele gewundene, beinahe abgeschirmte Wege. Hier findet man Farbe, Schönheit und an vielen Stellen Einsamkeit. Ich kannte nur wenige der Blumen und Bäume; doch zu meiner Überraschung wußte Drusus Rencius alle Pflanzen zu benennen, nach denen ich ihn fragte. Anscheinend achteten die Goreaner sehr auf ihre Umwelt. Sie bedeutet ihnen etwas. Sie leben darin. Dagegen war auf der Erde die Zahl derjenigen, denen Namen und Arten von Bäumen und Büschen, von Pflanzen, Insekten und Vögeln beigebracht wurden, verschwindend gering. Es überraschte mich auch, festzustellen, daß Drusus Rencius Blumen liebte. Aufgrund meiner irdischen Erfahrungen hätte ich mir nicht vorstellen können, daß ein Mann von seiner Kraft und Macht sich für

etwas so Zartes und Unschuldiges begeistern konnte wie eine Blume. In einem abgelegenen Winkel des Parks war ich dicht vor Drusus stehengeblieben und hatte getan, als müsse ich meinen Schleier festmachen; er aber war einen Schritt zurückgetreten und hatte den Blick abgewandt. Geküßt hatte er mich nicht. Ärgerlich hatte ich meinen Schleier wieder festgemacht. Warum hatte er mich nicht geküßt? Weil ich seine Tatrix war? Ich fragte mich, wie es wohl wäre, in seinen Armen zu zerschmelzen.

Der über die Stadtmauer wehende Wind bewegte meinen Schleier.

Die Tage in Drusus Rencius' Gesellschaft hatten mir Spaß gemacht, doch nachts, wenn ich allein in meinem Gemach lag, war ich oft unruhig und fühlte mich einsam. Und ich ersehnte mir Dinge, die ich niemandem einzugestehen gewagt hätte, weder Drusus noch Susan.

Gelegentlich führte mich Drusus Rencius auch zu Wettbewerben: Rennen, Wurfspießwerfen, Steinschleudern. Lange hielt ich es bei diesen Veranstaltungen nicht aus. Nur die Schwertkämpfe faszinierten mich, die allerdings mit lederumhüllten Klingen ausgefochten wurden. Wie die bronzehäutigen muskulösen Männer gegeneinander antraten, beobachtet von zwei Schiedsrichtern, konnte ich mir kaum vorstellen, was einen Schwertkampf auf Leben und Tod ausmachen würde; allein der Gedanke daran erfüllte mich mit Entsetzen. Besonders erregten mich die Kämpfe, bei denen es um ein Mädchen ging, das dem Sieger zugesprochen wurde. Unwillkürlich versetzte ich mich in ihre Lage und fühlte, wie sich in mir etwas regte.

Nach einem solchen Kampf folgte ich Drusus Rencius, der von meinem vibrierenden Zustand nichts zu ahnen schien. In einem verlassenen Korridor des Palasts blieb ich stehen. Ich wollte dem Mann noch eine Chance geben, mich zu küssen. »Dieser Schleier ist locker«, sagte ich gereizt und begann daran herumzufingern. Nicht ohne Absicht löste ich eine Nadel und ließ den Stoff auf einer Seite herabfallen. Ich trat dicht vor Drusus Rencius hin.

»Ich kann kaum etwas sehen«, sagte ich. »Würdest du mir den Schleier bitte festmachen?«

»Natürlich«, erwiderte er und nahm die Nadel.

Ich hob ihm den Kopf entgegen. Er war groß und kräftig. Als er an meine rechte Schläfe griff, um den Stoff zu befestigen, hielt ich seine Hand fest. »Ich erlaube dir, mich zu küssen«, sagte ich.

»Befiehlt mir Lady Sheila, sie zu küssen?« fragte er.

»Nein, natürlich nicht!«

»Ich brauche nicht die Erlaubnis einer Frau«, sagte er und befestigte meinen Schleier. Dann führte er mich in meine Gemächer.

Hinterher hatte ich mich sehr über seine Zurückweisung aufgeregt. Er hatte mich verschmäht! War ich denn irgendeine Dirne, von der er sich abwenden konnte? Ich war eine verzweifelte, unerfüllte Frau, die sich zu ihren Bedürfnissen zu bekennen wagte! Wie sehr ich ihn haßte! Ich war Tatrix, er nur ein Soldat, ein Wächter!

Auf Gor war mein Körper zur Fülle seiner Weiblichkeit erblüht, doch war ich trotz dieser neuen Vitalität in mancher Beziehung unzufrieden, bekümmert. Ich bekämpfte die heftigen Bedürfnisse, die in mir erwachsen, Regungen, mich zu unterwerfen, total und rückhaltlos zu lieben, alles zu geben, nichts zu verlangen. Wie oberflächlich erschienen mir plötzlich Selbstsucht und Eigenliebe. Immer wieder fragte ich mich, woher diese anderen überwältigenden Gefühle kommen mochten. Sie erschreckten mich, standen sie doch so sehr im Gegensatz zu der irdischen Erziehung, der ich unterworfen gewesen war.

Auf der hohen Stadtmauer wandte ich mich um und schaute über die Dächer der Stadt. Zwischen Bäumen sah ich die verschiedenen Theater und das Stadion. Auch den Palast konnte ich ausmachen, ebenso einige Parks und das Dach der Bibliothek an der Straße des Iphicrates.

»Die Stadt ist schön«, sagte ich.

»Ja«, antwortete Drusus Rencius.

Ich liebte Gor, auch wenn es mir in mancher Beziehung

Angst einflößte. Angesichts der Überlegenheit des männlichen Elements in der Natur war es wohl ganz natürlich, daß in einer der natürlichen Ordnung entsprechenden Zivilisation die Institution der weiblichen Sklaverei entstand: als zivilisatorischer Ausdruck der biologischen Beziehung, vielleicht auch eine Verfeinerung, Stärkung und, im soziologischen und juristischen Sinn, eine Klarstellung und Konsolidierung dieser Beziehung. Jedenfalls war auf diesem Planeten die Sklaverei Realität.

»Dort ist das Theater des Kleitos«, sagte Drusus Rencius, »und dort liegen die Bibliothek und das Stadion. Und dort, wo man die Bäume sieht, befindet sich der Garten von Antisthenes.«

»Ja«, sagte ich. »Es gibt aber viele Orte in Corcyrus, die du mir noch nicht gezeigt hast«, sagte ich.

»Mag sein.«

»Vor zwei Tagen kamen wir an einem gewissen Haus vorbei«, sagte ich.

»Du hast sicher die Musik gehört, die im Innern gespielt wurde.«

»Ja«, sagte ich. Es würde mir nicht leichtfallen, diese Musik zu vergessen, die melodisch und erregend-sinnlich gelungen hatte.

»Drinne tanzte ein Mädchen«, fuhr er fort. »Es war eine Paga-Taverne.«

»Du hast mich nicht eintreten lassen«, sagte ich.

»Solche Mädchen tragen beim Tanz oft nichts anderes als Schmuck oder Ketten«, sagte er. »Es ist sicher besser, wenn freie Frauen nicht sehen, wie solche Mädchen die Männer betrachten und sich vor ihnen bewegen.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Manchmal tun mir Sklavinnen leid.«

»Das darf aber nicht sein! Oder identifiziert sich Lady Sheila mit Sklavinnen?«

»Nein, natürlich nicht!«

»Gut.«

»Warum ist das gut?«

»Es heißt, wer sich mit Sklavinnen identifiziert wünscht sich selbst einen Sklavenkragen – ist selbst bereits Sklave.«

»Nein!«

»Es ist ja nur Gerede!«

Angstvoll wandte ich mich ab und schaute wieder über die Felder. »Aber Soldaten müssen manchmal gehorchen wie Sklaven, nicht wahr?« fragte ich nach kurzem Schweigen.

»Lady?« fragte er.

»Wenn ich künftig einen Ort aufsuchen oder etwas tun möchte, erwarte ich, daß du meine Wünsche respektierst.«

»Wenn Lady Sheila mit mir nicht zufrieden ist«, antwortete er, »braucht sie dies nur gegenüber Ligurious zu erwähnen. Dann könnte ein Ersatzmann bestimmt werden, der dir vielleicht besser gefällt.«

»Solange du mir als Wächter zugeteilt bist, wirst du mir gehorchen. Ich allein werde entscheiden, ob oder wann du deiner Pflichten enthoben wirst – oder vielleicht ganz aus Corcyrus verschwinden muß!«

»Ja, Tatrix«, sagte er.

»Mit deinen Diensten bin ich nicht völlig unzufrieden«, sagte ich, »doch gedenke ich sie auf jeden Fall noch zu verbessern. Ich bin die Tatrix von Corcyrus.«

»Jawohl, Tatrix«, sagte er.

»Sollte ich zum Beispiel eine Paga-Taverne besuchen wollen«, fuhr ich fort, »wirst du mich begleiten.«

»In den meisten Paga-Tavernen«, erwiderte er, »haben freie Frauen keinen Zutritt. In manchen schon.«

»Ich verstehe.« Sich in einem solchen Lokal gewaltsam Zutritt zu verschaffen, hätte zu Auseinandersetzungen geführt, in deren Verlauf ich mich als Tatrix zu erkennen geben mußte.

»Außerdem«, fuhr er fort, »dürfte ich dich nicht bewußt in Gefahr bringen, selbst wenn du es mir befiehst. Es ist meine Aufgabe, die Tatrix zu beschützen, nicht, sie in Gefahr zu bringen.«

»Du bist ein ausgezeichnete Wächter, Drusus«, sagte ich.
»Natürlich hast du recht.«

»Ich könnte dich in eine Taverne bringen, in der Familien bedient werden.«

»An eine solche Taverne habe ich aber nicht gedacht. Sklaven dürfen doch aber Tavernen betreten.«

»Wenn sie einen Auftrag haben oder in Begleitung einer freien Person sind«, antwortete er.

»Wenn ich mich nun als Sklavin kleidete?«

»Undenkbar!« rief er sofort.

Es freute mich, daß dieser Gedanke ihn offenbar empfindlich berührte. Unwillkürlich überlegte ich, ob er sich insgeheim gefragt hatte, wie ich wohl als Sklavin aussähe.

»Außerdem würde man dich sofort erkennen. Zumindest würde deine Ähnlichkeit mit der Tatrix auffallen.«

»Natürlich hast du wieder recht«, sagte ich.

Er schwieg.

»Drusus«, sagte ich, »ich würde gern einmal das Haus eines Sklavenhändlers von innen sehen. Ich möchte die ›Gehege‹ sehen.«

»So etwas würde die Empfindungen einer freien Frau verletzen«, sagte er.

»Trotzdem möchte ich es sehen«, sagte ich. »Ich erwarte, daß du eine entsprechende Tour arrangierst.«

»Interessiert sich die Lady Sheila für ein bestimmtes Gehege?«

»Du hast die freie Wahl«, sagte ich von oben herab.

»Sehr wohl. Ich will sehen, daß ich morgen etwas einrichten kann. Aber warum möchtest du einen solchen Ort sehen? Warum interessiert dich so etwas?«

»Ich bin einfach neugierig«, sagte ich. Im gleichen Moment hörte ich wieder das leise Klirren unter seinem Umhang.

»Warum hast du so lange damit gewartet, mich hier auf die Mauer zu führen?« fragte ich. Zu plötzlich, so schien mir nach der ursprünglichen Ablehnung, hatte er mich dann doch auf die Mauer gebracht. Es war beinahe, als hätte er

sich zu einer bestimmten Handlungsweise entschlossen. Er war mir ungewöhnlich nervös vorgekommen. Was gab es hier oben, das ihn nervös machte – abgesehen von den Tarns, denen wir uns ja nicht zu nähern brauchten?

»Du kommst mir heute irgendwie seltsam vor, Drusus Rencius«, sagte ich. »Du bist wortkarger als sonst. Nach langem Zögern bringst du mich hier auf die Mauer, in die unmittelbare Nähe der Tarns. Sie machen mich nervös.«

»Ich bin ein schlechter Wächter, Lady Sheila«, antwortete er. »Heute bin ich zugleich ein schlechter Gesellschafter. Verzeih mir! Und was noch schlimmer ist: Ich fürchte, ich bin auch ein schlechter Soldat.«

»Warum sagst du das?« fragte ich.

»Ich hatte mich lange mit dem Gedanken getragen, dich an diese Stelle zu bringen, Lady Sheila, noch ehe du selbst diesen Wunsch äußertest. Immer wieder schlug ich mir den Gedanken aus dem Kopf. Dann aber kam dein Vorschlag, und ich hielt es dann für das beste, dich hierher zu begleiten.«

»Ich verstehe nicht, was du mir damit sagen willst«, meinte ich.

»Dies ist ein Ort, an dem ich mit der Tatrix von Corcyrus allein wäre, in unmittelbarer Nähe gesattelter Tarns. Was ich zu tun hätte, schien klar auf der Hand zu liegen. Es wäre leicht durchzuführen. Auch jetzt noch könnte ich es mühelos in die Tat umsetzen, und vielleicht sollte ich es tun. Aber ich werde es nicht tun. Ich widersetze mich keinem Befehl. Vielmehr lasse ich das Spiel seinen Lauf nehmen.«

»Du sprichst in Rätseln«, sagte ich tadelnd.

»Wir wollen von der Mauer steigen und in den Palast zurückkehren«, sagte er.

»Was klirrt da unter deinem Umhang?«

»Nichts.«

»Zeig es mir!«

Widerstrebend öffnete er den Stoff seines Capes. An seinem Gürtel hing eine lange, dünne Kette mit einem schmalen metallenen Halsring.

»Was ist denn das?« fragte ich.

»Eine Sirikfessel«, antwortete er. »Aber jetzt sollten wir die Mauer verlassen und in den Palast zurückkehren.«

»Wie du willst«, antwortete ich.

7

In ein beschämend kurzes und dünnes Gewand gekleidet, stolperte ich hinter Drusus Rencius her. Wir hatten die Anlagen des Sklavenhändlers Kliomenes besichtigt. Immer näher kamen wir der Taverne des Lysius, in der ich mich wieder umziehen konnte. Der Gedanke ließ mir einen Schauer über den Rücken laufen, aber auch Angst durchzuckte mich. Ich würde dort allein sein mit Drusus Rencius, einem goreanischen Mann. Was würde ich tun, wie sollte ich mich verhalten?

Ich stöhnte vor mich hin.

Gefühle tobten in mir, zornige Auflehnung, die von meiner irdischen Erziehung herrührte, im Kampf gegen ein beinahe überwältigendes Gefühl der Hilflosigkeit, Verwundbarkeit und Weiblichkeit.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte, wie ich mich verhalten sollte.

»Ich bin frei«, sagte ich leise vor mich hin. »Ich bin frei.«

Dennoch war ich halbnackt, eine Verkleidung, die ich hatte eingehen müssen, um überhaupt Zugang zum Haus des Sklavenhändlers zu erlangen.

Inzwischen wünschte ich, das Haus des Kliomenes und seine Sklavinnen niemals gesehen zu haben. Am liebsten hätte ich nichts davon gewußt, wie schön sie waren, wie sehr sie von Männern beherrscht wurden, wie rückhaltlos sie gehorchen mußten, die hilflosen Sklavinnen. Ich hatte Angst vor der Tiefe und Heftigkeit meiner Gefühle!

Woher willst du wissen, daß du nicht insgeheim auch eine Sklavin bist, Tiffany? fragte ich mich. Woher weißt du, daß

du dich von den anderen Mädchen unterscheidest, daß du keine geborene Sklavin bist?

Nein! sagte ich vor mich hin. Ich bin frei!

Doch andere Stimmen in mir schienen wieder dagegen sprechen zu wollen.

Eiligen Schritts folgte ich Drusus Rencius durch die schmale Gasse.

Ich versuchte die Gefühle zu bekämpfen, die in mir tobten. Ich war verwirrt, hin und her gerissen. Meine Erziehung lag im Widerstreit mit der Natur. Männer waren die Herren. Wußten sie das nicht? Warum zwangen sie mir dann ihren Willen nicht auf? Sahen sie nicht, was wir haben wollten, was wir brauchten?

Wir erreichten den Hintereingang der Taverne und begaben uns sofort in unser Zimmer.

Ich lehnte mich an die Tür, die Drusus Rencius verriegelt hatte, legte den Kopf in den Nacken und atmete tief durch.

»Na, hat dir das Haus des Kliomenes Spaß gemacht?« fragte Drusus.

Wie absurd erschien mir der leichte, beifällige Ton seiner Frage! Die Erfahrung hatte mich zutiefst erschüttert. Nie zuvor war ich meiner ureigenen Weiblichkeit so nahe gebracht worden, jedenfalls bestimmt so nahe, wie es einer freien Frau überhaupt möglich war, ohne selbst versklavt zu werden und die Erfahrungen, die ich hatte beobachten können, unmittelbar zu machen.

Drusus Rencius schaute mich an. Ich ging zu ihm und kniete vor ihm nieder.

Verblüfft und zornig starrte er auf mich nieder. »Was tust du?« rief er.

»Ich knie vor dir, hilflos, eine Frau vor einem Mann.«

Er hatte die Fäuste geballt.

»Wenn du mich haben willst, nimm mich«, sagte ich.

»Steh auf!« rief er, packte mich an den Oberarmen und zerrte mich hoch.

»Koste die Sklavin in mir!« flehte ich.

Zornig sah er mir in die Augen. Sein Griff war wie Eisen.

»Ach, wärest du doch nur wirklich eine Sklavin!« flüsterte er gepreßt.

Dann hob er mich hoch und schleuderte mich mit einem Wutschrei auf das mehrere Meter entfernte Bett. Dort richtete ich mich sofort in eine kniende Stellung auf. Hinter mir erstreckte sich die Wand.

Draußen wurde es laut, durch die Straße gellte Geschrei.

Drusus Rencius ging zum Fenster und horchte. »Corcyrus«, sagte er, »hat die Bergwerke von Argentum besetzt. Er hat begonnen.«

»Was hat begonnen?« fragte ich angstvoll.

»Der Krieg.«

Ich schaute ihn eingeschüchtert an.

»Ich bringe dich sofort in den Palast zurück«, fuhr er fort und reichte mir meine Kleidung. Ich zog mich damit hinter einen Wandschirm zurück und kleidete mich hastig um.

»Lady Sheila wird einen neuen Wächter brauchen«, sagte er, als ich wieder zum Vorschein kam.

»Nein, braucht sie nicht«, widersprach ich.

Er blickte mich überrascht an.

»Du wirst deines Dienstes nicht enthoben«, fuhr ich fort. »Du bist noch immer mein Leibwächter und wirst mir in dieser Funktion auch weiter dienen.«

»Lady Sheila versteht sich darauf, einen Mann zu foltern«, sagte er und schaute mich bitter an.

»Bring mich jetzt in den Palast zurück.«

»Ja, Tatrix.«

8

Ich stand vor meinem Gitterfenster und schaute hinaus. Von hier vermochte ich einen Teil des tieferliegenden Hofes zu überschauen, einige Abschnitte der Innenmauern und das erste von zwei Toren, die den Weg nach draußen sicherten. In gewissem Abstand von den Mauern konnte ich auch einen Teil des Platzes vor den Toren einsehen. Der größte

Teil der Menschenmenge dort draußen war meinen Blicken entzogen. Nur einige Männer und Frauen, die über den Platz gingen, waren auszumachen. Vermutlich wollten sie sich der Versammlung anschließen. Es war schon die zweite Zusammenrottung in dieser Woche. Einige Männer, die zu mir heraufschauten und in meinem Fenster möglicherweise einen Schatten ausmachten, blieben stehen und schüttelten die Fäuste. Ich trat einen Schritt zurück.

»Herrin!« rief Susan, die in diesem Moment das Zimmer betrat. Bei meinem Anblick begann das Tablett zu wackeln, das sie in der Hand hielt, und Wein wurde verschüttet. Sie betrachtete mich mit dem Entsetzen einer Sklavin, die sich ungeschickt angestellt hatte. »Verzeih mir, Herrin!« rief sie. »Ich mache sofort sauber!«

Ich beobachtete, wie sie das Tablett abstellte, den Kelch nahm und forteilte, um Tücher und Wasser zu holen. Kurze Zeit später hockte sie auf Händen und Knien und putzte den Boden.

»Susan«, sagte ich.

»Ja, Herrin?«

»Warum hast du den Wein verschüttet?«

»Es tut mir leid, Herrin«, sagte sie. »Ich war nur überrascht. Ich hatte nicht erwartet, dich hier vorzufinden. Ich glaubte dich wenige Ehn zuvor in einem Vorraum des großen Saals gesehen zu haben.«

»Da mußt du dich geirrt haben«, sagte ich.

»Ja, Herrin.«

»Die Menge dort draußen ist aufgebracht, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja, leider, Herrin.«

Ich kehrte zu dem vergitterten Fenster zurück und schaute hinaus. Die Menge war zwar zu hören, aber wegen der dicken Mauern und Tore kaum zu sehen.

»Ich glaube, die Wächter werden bald ausschwärmen, um das Volk auseinanderzutreiben«, sagte Susan.

»Verstehst du, was die Leute rufen, was sie wollen?« fragte ich leichthin.

»Nein, Herrin«, antwortete Susan und senkte den Kopf.

»Vom Fenster aus höre ich es ganz deutlich«, sagte ich gereizt.

»Verzeih mir, Herrin!« bat Susan.

»Sprich!« forderte ich.

»Sie fordern das Blut der Tatrix von Corcyrus«, antwortete Susan, »die man Tyrannin und bösen Geist von Corcyrus nennt.«

»Aber warum?« fragte ich. »Warum?«

»Ich weiß es nicht, Herrin«, sagte Susan. »Es gibt Versorgungsengpässe in der Stadt. Vielleicht ärgert man sich auch über den Verlauf des Krieges.«

»Aber der Krieg läuft doch gut für uns«, sagte ich.

»Ja, Herrin«, sagte Susan und senkte den Kopf.

In diesem Augenblick wurde energisch an die Tür geklopft. »Ligurious, erster Minister von Corcyrus«, verkündete die Stimme eines Wächters.

»Tritt ein!« sagte ich.

Die Tür ging auf, und Ligurious trat ein; wie immer war er eine eindrucksvolle, raubtierhaft-majestätische Erscheinung. Er verneigte sich vor mir, und ich senkte kurz den Kopf.

Bei seinem Eintreten legte Susan die Handflächen auf den Boden und verneigte sich tief.

Gereizt blickte Ligurious auf sie nieder. Es war klar, was sie getan hatte.

»Hat sie den Wein verschüttet?« fragte er.

»Ja.«

»Wenn es dir zu mühsam ist, kann ich sie strafen lassen«, sagte er.

»Schon gut«, meinte ich. »Sie ist doch nur eine dumme, unwichtige Sklavin.« Und ich wandte mich an Susan: »Geh jetzt. Du kannst später weitermachen.«

»Ja, Herrin«, sagte Susan, sprang auf und huschte davon.

»Heute abend werde ich sie einigen Wächtern zum Peitschentanz überlassen.«

»Wie steht der Krieg?« wollte ich wissen.

»Ich wollte dir einen neuen ruhmreichen Sieg melden«, sagte Ligurios. »Er ereignete sich auf der Ebene von Eteocles.«

»Dann steht der Feind also schon östlich der Eteocles-Hügel und ist durch den Theseus-Paß gebrochen?«

»Du hast dir Landkarten angeschaut?« fragte Ligurios.

»Ich habe mich erkundigt«, antwortete ich. Er wußte, daß ich die goreanische Schrift nicht lesen konnte.

»Ich verstehe«, sagte er.

Das Gebrüll der Menschen auf dem Platz wurde lauter; Waffen klirrten.

Ich eilte an das Gitterfenster.

»Das sind bestimmt die Wächter, die die nichtsnutzigen Herumtreiber verscheuchen.«

»Ja«, sagte ich, denn ich sah eine Doppelreihe von Gardisten, bewaffnet mit Schilden und Speeren, durch das Tor schreiten. Kurze Zeit später flohen Männer und Frauen über den Platz.

»Es handelt sich um kleine Dissidentengruppen«, erklärte Ligurios. »Beachte sie nicht. Corcyrus liebt dich.«

»Unsere Siege«, sagte ich, »scheinen sich von Mal zu Mal näher bei der Stadt abzuspielen.«

»Du hast doch gewiß das Silber gesehen, das wir in Argentinum erbeuteten«, fragte er.

»Ja, es wurde in der Siegesparade zur Schau gestellt, die wir beide abnahmen«, sagte ich.

»Die du abgenommen hast, Tatrix«, sagte er bescheiden.

»Ja.«

Ich erinnerte mich gut an diese Parade. Ligurios hatte neben mir in der Sänfte gesessen. So war er als Machtfaktor deutlich präsent gewesen, während ich wieder ohne Schleier durch die Straße getragen wurde. Mein Gesicht mußte inzwischen Tausenden bekannt sein.

»Anscheinend ist aber kein Silber mehr nachgekommen«, sagte ich.

Ligurios schwieg.

»Sind unsere Truppen in Argentum eingedrungen?« fragte ich.

»Unsere Generäle hielten das nicht für nötig«, sagte Ligurios.

»Nachdem wir die Bergwerke in Besitz nahmen, ereignete sich unser erster Sieg auf den Hesius-Feldern, nicht wahr?«

»Ja.«

»Unser zweiter dann am Ufer des Ias-Sees«, fuhr ich fort, »und der dritte östlich des Issus.« Es handelte sich dabei um einen nach Nordwesten fließenden Fluß, der hoch im Norden in den Vosk mündete.

»Ja, meine Tatrix«, erwiderte Ligurios.

»Nun haben wir erneut gesiegt«, sagte ich, »diesmal auf den Ebenen von Eteocles.«

»Ja, meine Tatrix«, sagte Ligurios.

»Diese Ebenen liegen hundert Pasang von Corcyrus entfernt«, stellte ich fest.

»Das alles gehört zu einem Plan, meine Tatrix«, sagte Ligurios. »Wir strecken die Nachschublinien des Gegners. Dann werden wir, bald, nach Belieben zuschlagen wie ein Tarn, und die feindlichen Kämpfer von ihrer Versorgung abschneiden. Ein hungriger, demoralisierter Gegner sieht sich dann überwältigenden Angriffen ausgesetzt. Sei unbesorgt, meine Dame. Argentum wird bald hilflos sein. Bald haben wir sie alle unter unseren Schwertern.«

»Gibt es in der Stadt Versorgungsschwierigkeiten?« fragte ich.

»Im Palast jedenfalls nicht«, sagte Ligurios. »Hat Lady Sheila vorhin ihr gewürztes Vulofleisch genossen?«

»Und in der Stadt?«

»Wenn Konflikte ausgetragen werden«, antwortete der Minister, »muß die Bevölkerung Entbehrungen hinnehmen.«

»Und sind diese Entbehrungen geringfügiger Natur?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte er. »Wenn du gestattest.« Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging.

Wieder wandte ich mich dem Gitterfenster zu. Von hier oben vermochte ich zuweilen Tarndrähte auszumachen, die zwischen Palast und Außenmauer gespannt waren und den Hof abdeckten. Auch in der Stadt, so hieß es, waren diese Drähte allgegenwärtig.

Hinter mir öffnete sich die Tür, und Susan trat ein.

»Du kannst deine Arbeit fortsetzen«, sagte ich.

»Ja, Herrin.«

»Susan?«

»Ja, Herrin?«

»Gibt es Unruhe in der Stadt?«

»Ich weiß es nicht, Herrin«, erwiderte sie. »Ich verlasse das Palastgrundstück nur selten.«

Ich hatte einen kühnen Plan.

»Ehe du dich nachher zurückziehst«, sagte ich, »gibst du Drusus Rencius Bescheid, daß ich ihn sehen möchte. Er soll sich in spätestens einer Ahn hier einfinden.«

»Ja, Herrin«, sagte sie.

»Du brauchst Ligurious von dieser Sache nichts zu erzählen«, fuhr ich fort.

»Wie die Herrin befiehlt.«

Ich wandte mich wieder dem Fenster zu und schaute über die Stadt.

Mein Besuch im Haus des Kliomenes lag nun schon einige Wochen zurück, und in dieser Zeit hatte ich den Palast kaum verlassen. Natürlich hatte ich an der großen Siegesparade teilgenommen, die kurz nach der Eroberung der Bergwerke abgehalten wurde.

Auch Drusus Rencius hatte ich seit meinem Besuch in der Schänke des Lysius und bei den Sklavengehegen kaum noch unter vier Augen gesehen. Unsere Beziehung beschränkte sich auf seine Pflichten. Zweimal hatte er gebeten, auf einen anderen Posten versetzt zu werden, doch hatte ich jedesmal abgelehnt. Daß ihn meine Gegenwart mit Unruhe oder Bitterkeit erfüllen mochte, bedeutete mir nichts. Ich war Tatrix. Er war Soldat. Er würde mir gehorchen.

Beim Gedanken an das Unbehagen, das ich ihm bereitet, mußte ich lächeln. Es gefiel mir. Er sollte ruhig leiden.

9

Durch die verwinkelte, enge Straße kehrten Drusus Rencius und ich zum Palast zurück. Er hielt eine Fackel in der Hand. Die Nebenstraßen goreanischer Städte sind nachts oft unbeleuchtet; Fußgänger müssen ihr eigenes Licht mitbringen.

»Es wäre mir lieber«, sagte Drusus Rencius, »wenn wir uns an die Hauptstraßen gehalten hätten.«

»Ich wollte mit Bürgern in weniger bekannten Distrikten sprechen«, sagte ich.

»Ist Lady Sheila nun zufrieden?«

»Ja«, sagte ich. »Alles in allem schon, obwohl die Leute mir oft sehr wortkarg und verärgert vorkamen.«

»Es sind unruhige Zeiten«, sagte Drusus Rencius.

Vor allem in den breiteren Straßen hatte ich zahlreiche Passanten angehalten und Fragen gestellt. Ich hatte sogar in einigen angesehenen Tavernen vorbeigeschaut, die auch für freie Frauen zugänglich waren. Alles in allem schienen die Corcyrer die Herrschaft ihrer Tatrix begeistert zu befürworten und die Versorgungsprobleme als unwichtig abzutun. Gerüchte über Unzufriedenheit oder Unruhe in Corcyrus wurden als unbegründet heruntergespielt. So schienen die Dinge in Corcyrus denn so zu stehen, wie Ligurius sie mir beschrieben hatte. Das Volk stand hinter der Politik des Palasts und war dem Staat und seiner geliebten Tatrix ergeben.

»Viele Läden sind zugenagelt«, sagte ich.

»So mancher Kaufmann hat die Stadt verlassen und seine Waren mitgenommen«, antwortete Drusus Rencius.

»Warum?«

»Weil er Angst hat«, sagte er. »Die Münzstraße ist beinahe völlig geschlossen.« Damit meinte er ein Geflecht von Stra-

ßen, einen Distrikt, in dem vorwiegend Geld- und Bankgeschäfte getätigt wurden. »Im übrigen haben sich auch viele einzelne Bürger ihre Habe auf den Rücken geschnallt und die Stadt verlassen.«

»Feige Nichtsnutze!« sagte ich. »Warum können sie nicht mutig sein wie die anderen?«

»Warte!« sagte Drusus Rencius und blieb stehen. Er hob die Fackel, die er in der linken Hand hielt. »Ich habe da etwas gehört.«

Ich trat zurück. Drusus Rencius' Schwert glitt aus der Scheide.

Plötzlich sah ich drei Gestalten aus der Dunkelheit näherkommen. »Tal, Soldat«, sagte ein Mann.

»Tal«, antwortete Drusus Rencius und stellte sich mit dem Rücken zu einer Wand.

»Wir haben uns verirrt«, sagte einer der Männer höflich und zog ein Stück Papier aus seiner Tunika. »Ich habe hier die Wegbeschreibung auf einem Stück Pergament. Du hast eine Fackel.«

»Nicht näherkommen!« sagte Drusus Rencius. Der Bursche lächelte, knüllte langsam das Papier zusammen und ließ es auf die Straße fallen. Im nächsten Moment wurden drei Schwerter blank gezogen.

»Gib uns die Frau!« sagte der Mann.

»Nein.«

Plötzlich wurde ich von der Seite gepackt. Ich schrie auf. In der nächsten Sekunde schleuderte Drusus Rencius die Fackel fort und stürzte sich auf den Mann, der das Gespräch bisher geführt hatte. Einer der drei drückte mich gegen die Wand und stopfte mir den Schleier als Knebel in den Mund. Kampfgeräusche waren zu hören. »Flieh!« hörte ich einen Mann schreien. Ich wurde zu Boden gestoßen und hörte hastige Schritte, die sich entfernten.

»Sie sind fort«, sagte Drusus Rencius. Ich lag wimmernd am Boden. Gleich darauf berührte mich eine Hand an der Schulter. »Da bist du ja«, sagte Drusus Rencius.

Hinter mir wurde ein Schwert auf das Pflaster gelegt.

»Alles in Ordnung?« fragte er.

»Ja. Was waren das für Männer?«

»Vermutlich Sklavenhändler«, antwortete er. »Ich weiß es nicht. Sie sind fort.«

Ich kniete am Boden vor ihm. Einem Impuls folgend, umklammerte ich seine Beine und legte das Gesicht gegen seine muskulösen Oberschenkel. Ich zitterte vor Angst, so sehr hatte mich der Überfall erschreckt.

»Steh auf!« sagte er zornig. »Dein Verhalten ist zu frauenlich.«

»Aber ich bin eine Frau«, sagte ich.

»Nein«, widersprach er. »Du bist eine Tatrix.«

Ich schluchzte.

»Steh auf!« forderte er.

»Man hätte mich eben in die Sklaverei verschleppen können«, sagte ich angstvoll und ließ ihn nicht los.

»Du peinigende Hexe!« fauchte er plötzlich los. »Ich bin in Versuchung, dir selbst die Ketten anzulegen.«

»Fühlst du dich so sehr angezogen, Drusus?« fragte ich erstaunt. »Findest du mich so attraktiv, daß du mit nichts Geringerem zufrieden wärst, als mich total zu besitzen?«

»Quälerisches Biest!« stöhnte er. »Steh auf!«

»Du sehnst dich nach mir!« sagte ich. »Du spürst das stärkste Begehren nach mir, das ein Mann empfinden kann, nämlich sie als seine Sklavin neben sich zu wissen!«

»Ich hasse dich! Ich verachte dich!«

»Und begehrt mich!«

»Wir wollen in den Palast zurückkehren«, sagte er, »ehe ich dich hier in der Dunkelheit zurücklasse, als Opfer jener, die mehr als ich bereit wären, dir zu geben, was du verdienst.«

»Zieh mich hoch!« sagte ich.

Er reichte mir die Hand, und ich strich meine Robe glatt. »Es ist eine sehr interessante Erfahrung für mich zu wissen, daß du mich begehrt«, sagte ich.

Er schwieg.

»Und wenigstens weiß ich jetzt, was die Bürger der Stadt denken, wie es um Corcyrus wirklich bestellt ist.«

»Ach?« fragte er.

»Du hast es doch selbst gehört. Gewisse Versorgungsprobleme nehmen die Leute nicht so ernst. Sie sind loyal. Sie sind ihrer Tatrix treu ergeben.«

»Das sind nun mal die Antworten, die man in Corcyrus auf solche Fragen gibt.«

»Ich verstehe nicht, was du damit meinst.«

»Die Menschen haben Angst. Du führst ein Terrorregime. Deine Spione sind überall. Die Leute, mit denen du sprachst, haben dich ironischerweise für eine deiner eigenen Spioninnen gehalten.«

»Ich habe keine Spione«, sagte ich.

»Ich könnte dir sieben nennen«, antwortete Drusus Rencius. »Wie viele du wirklich hast, weiß ich natürlich nicht.«

Ich erschauerte. Wenn es wirklich solche Spione gab, dann erstatteten sie ihre Berichte nicht an mich; vielleicht schickte Ligurius sie in die Stadt.

»Zünden wir für den Rückweg die Fackel wieder an?« fragte ich.

»Ich glaube, es ist besser, wenn wir uns durch die Dunkelheit schleichen«, antwortete Drusus Rencius.

»Vielleicht hast du recht. Aber sollten nicht Wächter durch diese Straßen patrouillieren?«

»Die meisten Wächter«, sagte Drusus Rencius, »sind nach Westen an die Front geschickt worden.«

Ich schwieg.

»Es wird schwer sein, die Streitkräfte Ars zurückzuhalten«, fuhr er fort.

»Ar?«

»Ja«, sagte Drusus Rencius. »Nachdem die Bergwerke erobert waren, traten Ar-Streitkräfte in den Krieg ein. Wie du weißt, ist Argentinum ein Verbündeter Ars.«

Obwohl dies eine Grundtatsache sein mochte, war sie mir neu. Viele Dinge schienen mir vorenthalten worden zu sein. Mir war bekannt, daß wir angeblich gute Verbindungen

zum Insel-Ubarat Cos unterhielten. Susan, das wußte ich, war in Cos gekauft worden. Von Ar wußte ich so gut wie nichts. Nur daß Drusus Rencius früher dieser Stadt angehört hatte. Und daß es eine der mächtigsten, wenn nicht gar die mächtigste Stadt auf Gor war. Im erforschten Gor kam ihr die Stadt Turia, in der südlichen Hemisphäre gelegen, vielleicht am nächsten.

»Unsere Streitkräfte werden siegen«, versicherte ich Drusus Rencius.

»Der Feind steht bereits zwanzig Pasang vor der Stadt«, antwortete er.

»Bring mich schnell in den Palast zurück!«

»Ja, Lady Sheila.«

Dann wandte er sich um und schritt durch die Dunkelheit. Ich eilte wie eine Sklavin hinter ihm her.

Mir war elend zumute, und ich hatte große Angst.

Der Palast böte mir Sicherheit.

10

Ein Wächter schob mich in meine Gemächer und schloß die Tür hinter mir. Eine Lampe schimmerte in meinem Zimmer.

Ich vernahm ein Wimmern.

»Susan!« rief ich.

Das Mädchen lag nackt auf dem Boden. Ihr Rücken war gerötet von Striemen.

»Was für Ungeheuer!« rief ich.

»Herrin, dies haben nicht die Wächter getan«, sagte das Mädchen schluchzend.

»Wer dann?«

»Der Sklavenmeister Ligurious', auf Befehl seines Herrn.«

»Aber warum das?«

»Weil ich Ligurious nicht informiert habe, daß du heute nacht Drusus Rencius zu dir bestellt hattest.«

»Wie hat er davon erfahren?« wollte ich wissen.

»Sicher von einem Wächter.«

Anscheinend hatte es Ligurious sehr aufgeregt zu erfahren, daß ich den Palast verlassen hatte. Mit einigen laternenbewaffneten Wächtern war er mir und Drusus Rencius an dem kleinen Turmtor in der Ostwand des Palasts entgegengekommen. Drusus Rencius hatte dort bleiben müssen, während man mich eilig hierher zurückgebracht hatte.

Plötzlich wurde zweimal dröhnend gegen die Tür geschlagen. »Ligurious, erster Minister von Corcyrus!« verkündete ein Wächter von der anderen Seite.

Ich stand auf und ging in die Mitte des Raums. Ich versuchte eine sehr aufrechte Haltung zu bewahren.

»Tritt ein!« sagte ich.

Ligurious erschien auf der Schwelle und schickte Susan in ihr Gehege.

»Ja, Herr!« rief das Mädchen, sprang auf und verließ das Zimmer.

»Du bist noch spät auf«, sagte Ligurious dann zu mir.

»Ich war in der Stadt«, sagte ich trotzig.

»In der Stadt kann es sehr gefährlich sein«, erwiderte er, »besonders heutzutage, und bei Nacht. Du mußt verstehen, daß ich Verantwortung für deine Sicherheit trage.«

»Dazu brauchtest du aber Susan nicht so mißhandeln zu lassen«, sagte ich.

»Misch dich nicht in die Beziehung zwischen einem Mann und seinem Sklaven!« sagte er barsch.

Erschrocken trat ich einen Schritt zurück.

»Künftig«, fuhr er fort, »wirst du den Palast nicht mehr ohne meine Erlaubnis verlassen. Du wirst dich hier aufhalten.«

»Nein!« rief ich.

»Nimm den Schleier ab, zieh deine Robe und deine Schuhe aus!«

Ängstlich gehorchte ich. So stand ich dann vor ihm, in einem langen schulterfreien Unterkleid aus Seide.

»Lady Sheila, hier stehst du hier vor einem Mann, barfuß wie eine Sklavin.«

»Ich werde die Wächter rufen.«

»Und wem werden die wohl gehorchen?«

»Ich rufe Drusus Rencius.«

»Der ist von seinem Auftrag entbunden worden«, sagte Ligurios. »Er ist nicht dein Leibwächter.«

»Oh.«

»Und er scheint froh zu sein, dich los zu sein.«

»Oh«, wiederholte ich. Nun konnte ich Drusus nicht länger quälen.

»Und ich kann es ihm nicht verdenken«, sagte Ligurios, »denn du scheinst mir ein frigides kleines Biest zu sein.«

»Biest!« rief ich und erschauerte wimmernd, als er mich an den Oberarmen packte. »Wenn du mich ärgerst«, fauchte er, »verpasse ich dir im Handumdrehen ein Brandzeichen und einen Stahlkragen. Verstanden?«

Ich vermochte mich nicht aus seinem Griff zu befreien.

»Ja«, sagte ich. »Ja.«

Er ließ mich nicht los. Unverwandt starrte er mir in die Augen. »Du bist ihr so unheimlich ähnlich«, sagte er beinahe nachdenklich.

»Wem?«

»Einer Frau, die mich schwach werden läßt«, antwortete er lächelnd, »einer Frau, die mein Schicksal ist.«

»Wer ist sie?«

»Du kennst sie nicht.« Dann ließ mich Ligurios los. »Charakterlich unterscheidest du dich natürlich sehr von ihr. Sie ist überlegen, hochmütig, edel, vornehm. Mädchen wie du findet man dagegen auf jedem Markt. Wahrscheinlich ist sie auch schöner als du, selbst wenn die Ähnlichkeit verblüffend ist. Und natürlich kann man euch nach dem Intellekt absolut nicht vergleichen.«

»Vielleicht sollte sie Tatrix von Corcyrus sein und nicht ich«, sagte ich zornig.

»Vielleicht«, erwiderte er lächelnd.

»Du weißt, ich stamme von der Erde«, fuhr ich fort. »Warum wurde ich hierhergebracht, um Tatrix zu werden?«

»Wir wollten jemanden von außerhalb haben«, antwor-

tete er. »Jemand, der nicht aus der Stadt stammt, der ohne Verbindungen und Verbündete ist, sollte uns weise und objektiv lenken.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Dann bin ich also wirklich Tatrix von Corcyrus?«

»Selbstverständlich.«

»Gibt es Spione in der Stadt?« fragte ich.

»Zweifellos hat Argentum Spione entsandt«, antwortete er.

»Ich meine eigene Spione«, sagte ich. »Leute, die unsere eigenen Leute bespitzeln.«

»Natürlich. Das ist in jeder Stadt eine vernünftige Vorsichtsmaßnahme.«

»Und an wen richten diese Spione ihre Berichte?«

»An die entsprechenden Befehlsgeber«, antwortete er.

»Ich weiß nichts davon, solche Spionageberichte erhalten zu haben.«

»Du befindest dich ja auch noch in der Ausbildung, was das Regierungsamt angeht«, sagte er.

»Wie entwickelt sich der Krieg?«

»Gut, wie ich dir schon melden konnte.«

»Der Feind«, sagte ich stockend, »steht zwanzig Pasang vor Corcyrus.«

»Dies dürfte einigermaßen zutreffen.«

»Das ist zu nahe!« sagte ich erschauernd.

»Mit solchen Fragen braucht sich die Tatrix nicht zu befassen«, sagte er. »Sie sind Sache unserer Generäle. Wir werden dem Gegner bald die Versorgung abschneiden. Sei unbesorgt, Lady Sheila, wir werden in Kürze siegen.«

»Ar ist in den Krieg eingetreten!«

»Das stimmt«, erwiderte er, »aber wir erwarten jeden Augenblick Verstärkung aus Cos.«

»Ich habe Angst, Ligurious«, sagte ich.

»Du hast nichts zu befürchten«, sagte er. »Die Stadt ist sicher. Der Palast ist uneinnehmbar.«

»Ich will diesen Krieg nicht«, sagte ich. »Das Kämpfen soll aufhören. Ich möchte einen Waffenstillstand verhandeln.«

Ligurious blickte mich an und begann zu lachen. Dieses Lachen bestürzte mich. Vielleicht hatte ich etwas unglaublich Naives oder Dummes gesagt

»Ich möchte, daß wir uns um den Frieden bemühen«, sagte ich.

»Diese Entscheidung liegt nicht bei dir.«

»Bin ich nicht die Tatrix von Corcyrus?«

»Selbstverständlich!«

»Herrsche ich nicht in dieser Stadt?«

»Aber ja«, sagte Ligurious.

»Ich herrschte in Corcyrus«, sagte ich.

»Ja.«

»Und wer herrscht über mich?«

»Ich«, sagte Ligurious.

Ich erschauerte.

»War das gewürzte Vulofleisch zum Abendessen schmackhaft?« fragte er.

»Ja«, flüsterte ich.

Dann ging er.

Ich begab mich an das Gitterfenster und schaute hinaus. Ich war in meinen Gemächern eingesperrt. Irgendwo dort draußen vor den Mauern, irgendwo in der Dunkelheit stand der Feind.

Anscheinend war ein Waffenstillstand nicht möglich.

Ich fragte mich, was dieser Feind in Corcyrus suchte.

Ich hatte Angst. Vielleicht würden uns die Truppen Cos' retten. Es beruhigte mich, im Palast in Sicherheit zu sein.

11

»Zieh ihr die vornehmste Staatstracht an!« befahl Ligurious.

»Ja, Herr«, sagte Susan und zupfte an meiner Kleidung herum.

Ich stand in meinem Schlafrum vor einem großen Spiegel und beobachtete, wie das prächtige Staatsgewand um meine Schultern gelegt wurde.

Kurze Zeit vorher hatte ich angstvoll hinter, der Tür gestanden und gelauscht.

»Sie sind schon in der Stadt!« ertönte ein Schrei.

»Unmöglich!« hatte ein Wächter geantwortet.

»Wie ist das passiert?« fragte ein anderer Mann ganz erstaunt.

»Wie ich hörte, floh ein Sa-Tarna-Wagen vor dem näher rückenden Feind und versuchte noch die Stadt zu erreichen«, berichtete ein Mann. »Zum Glück schien der Vorsprung groß genug zu sein, und wie du selbst weißt, brauchen wir dringend jedes Getreidekorn. Das Tor wurde geöffnet, um den Wagen durchzulassen. Man schätzte den Abstand groß genug, das Tor wieder schließen zu können, ehe die Verfolger heran waren. Der Sa-Tarna-Wagen wurde von zwei Sklavengruppen gezogen, zwanzig an jedem Seil. Die Männer aber waren gar keine Sklaven. Kaum befand sich der Wagen im Portal, warfen sie das Seil fort, zogen Schwerter unter dem Korn hervor und verhinderten die Schließung des Tors. Gleich darauf war die Vorhut des Feindes heran.«

Ich war an das vergitterte Fenster geeilt. Rauch stand über der Stadt.

Kurze Zeit später hatten Ligurious und Susan mein Quartier betreten.

Ligurious trug eine Uniform, die mir allerdings fremd war. Ich kannte die Insignien nicht.

»Legt ihr den offiziellen Schleier an«, befahl der hohe Offizier, und Susan machte sich hastig an die Arbeit. Sie brachte den langen, hübschen, kunstvoll bestickten Schleier, sie rückte die Roben zurecht, die mein Haar verbargen, dann steckte sie den Schleier fest, der nur noch meine Augen erkennbar machte.

»Komm mit«, sagte Ligurious schließlich, faßte meinen Arm und zog mich förmlich aus dem Raum. Wir eilten durch die Korridore. Fünf oder sechs Männer, nicht meine üblichen Wächter, folgten uns; sie waren ähnlich gekleidet wie Ligurious.

Die Korridore und Säle waren seltsam leer. Nur selten begegnete uns jemand. Susan war zurückgeblieben.

Ich wurde in einen Vorraum des großen Staatsaals geschoben. Hier warteten vier oder fünf Männer und eine Frau. Die Frau trug eine weite Robe und wandte mir den Rücken zu. Sie war etwa so groß wie ich. Interessanterweise war sie barfuß, und ihr Gewand reichte bis knapp unter die Knie. Sie hatte hübsche Waden und Fußgelenke. Ein Mann, ähnlich uniformiert wie Ligurious und die anderen, hüllte soeben ein Tuch um sie. Sie griff nach diesem Tuch, wickelte es sich um den Kopf und raffte es wie einen Schleier vor dem Gesicht zusammen. Dann drehte sie sich zu mir um, wandte aber sofort wieder den Kopf ab. Mir fiel auf, daß ihre Augenfarbe der meinen nicht unähnlich war.

Ligurious drehte mich zur Tür des großen Saals herum, in dem auf der Plattform der Thron Corcyrus' wartete.

»Ist alles bereit?« fragte er.

»Ja«, antwortete ein Mann.

»Die Tarns?«

»Ja, alles wartet.«

Ich drehte mich um. Das Tuch bedeckte den Kopf der anderen Frau nun völlig. Ich hatte fast den Eindruck, als wäre sie unter der Umhüllung nackt. Ich hielt den Atem an. Etwas wurde ihr um den Hals gelegt, über dem Stoff. Ein Sklavenkragen mit Führungskette!

Ligurious führte mich in den großen Saal.

Ich wußte nicht, wer die andere war. Vermutlich die Frau, die Ligurious nach eigenem Bekennen anbetete, die Frau, der ich zu ähneln schien. Es erschien mir unvorstellbar, daß ein Mann wie er, der fünfzig Sklavinnen besitzen mußte, nach einer solchen Frau verrückt war. Wußte er denn nicht, daß sie letztlich auch nichts anderes war als eine hilflose Frau, daß sie im Grunde wie jede einen Herrn und Meister brauchte?

Der große Saal war leer. Die große Flügeltür am anderen Ende war von innen verschlossen, Balken lagen in den

Krampen, Sperren, die nur von jeweils zehn Wächtern bewegt werden konnten.

»Ist von den Männern aus Cos denn noch nichts zu sehen?« hörte ich einen Mann hinter mir fragen.

»Die sind nicht dumm«, antwortete ein anderer. »Die werden sich den Soldaten aus Ar nicht im Landkampf stellen.«

»Leistet das Volk dem Feind Widerstand?« fragte eine Stimme.

»Nein«, antwortete jemand. »Es hilft ihm.«

Geführt von Ligurious, erstieg ich die Thronstufen. Auf seinen Befehl setzte ich mich.

»Die Tür des Vorraums wird hinter uns geschlossen«, sagte Ligurious. »Du wirst sie nicht öffnen können.«

»Was geht hier vor?« fragte ich.

»Du wirst bald deinen Zweck erfüllen«, sagte Ligurious.

»Welchen Zweck?«

»Den Zweck, mit dem wir leider rechnen mußten, der Hauptzweck, weshalb du nach Gor gebracht wurdest.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich und mußte daran denken, daß man mir wiederholt versichert hatte, daß alles vorgeplant sei, daß alle Möglichkeiten abgedeckt seien.

»Du brauchst mich also noch?« fragte ich. »Ich spiele in deinen Plänen noch immer eine Rolle?«

»Selbstverständlich«, sagte er.

Dies zu hören erleichterte mich.

»Hör mal!« sagte er. »Hörst du es?«

»Ja«, sagte ich. Es war ein dumpfer, dröhnender Ton, der aus großer Entfernung zu kommen schien. Er wiederholte sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit.

»Eine Ramme«, sagte er, »zweifellos an einem Gestell aufgehängt, von Seilen bewegt – und zwar, das möchte ich wetten, durch Bürger dieser Stadt.«

»Sie scheint noch weit zu sein«, sagte ich.

»Am Außentor.«

»Die Bürger von Corcyrus lieben mich«, sagte ich.

»Das bezweifle ich nicht«, erwiderte er. »Ich muß nun gehen. Ich fürchte, die Zeit wird knapp.«

»Aber was wird aus mir?« rief ich. »Ich habe Angst! Kommst du mich holen?«

»Sei unbesorgt, Lady Sheila!« erwiderte er. »Man wird dich holen kommen.«

»Bald?« fragte ich.

»Ja«, sagte er. Dann ging er rückwärts die Treppe hinab und verneigte sich tief. »Leb wohl, Lady Sheila, Tatrix von Corcyrus«, sagte er.

Dann empfahl er sich.

Aus der Ferne war ein splitterndes Geräusch zu hören, gleich darauf neues Dröhnen, bestimmt am Innentor.

Hinter Ligurious schloß sich die Tür zum Vorraum, dann wurden Riegel und Sperrbalken vorgelegt. Ich war eingeschlossen.

Ich saß auf dem Thron, und meine Finger umklammerten die Armlehnen. In dem riesigen Saal war ich ganz allein.

12

Der mächtige Balken brach splitternd, die beiden Teile fielen zu Boden, dann öffneten sich dröhnend die mächtigen Türflügel am anderen Ende des Saals, dem Thron direkt gegenüber.

Entsetzt umklammerte ich die Armlehnen des Thronsessels.

Vorher schon hatte ich das Geschrei der Menge im Vorraum vernommen, das Poltern und Dröhnen der Ramme, der die Tür schließlich nicht standhalten konnte.

Männer und Frauen strömten herein, viele in Lumpen gekleidet, Messer und andere Hilfswaffen schwenkend, daneben uniformierte Soldaten. Die Türen standen weit offen, ein Türflügel hing schief in den Angeln. Der Mob flutete auf die Plattform zu und hielt an der untersten Stufe inne, zum Teil von Soldaten zurückgehalten. »Reißt sie in Stücke!« wurde gebrüllt. So mancher mußte von den Uniformierten in seinem Temperament gebremst werden.

Plötzlich schien sich die Horde zu teilen, plötzlich entstand eine Art Mittelgasse.

Durch diesen freien Raum schritt ein großer kräftiger Mann, das Schwert in der rechten Hand, den Helm in die linke Armbeuge gelegt. Andere Kämpfer folgten ihm. Ich erkannte ihn sofort.

»Miles, General aus Argentum, Sieger über Corcyrus!« verkündete ein Soldat.

Der Offizier erstieg die beiden ersten Stufen des Podests. Er war verschwitzt und hatte Schmutz im Gesicht. Seine Beine waren blutverschmiert.

»Sei begrüßt, Sheila«, sagte er, »Tatrix von Corcyrus!«

»Ich komme von der Erde!« rief ich. »Ich heiße Tiffany Collins!«

»Sie ist Sheila, Tatrix von Corcyrus!« riefen Männer aus der Menge. »Ja, sie ist es!«

Ich stöhnte. Es war schlimm, daß man mein Gesicht so gut kannte!

Miles aus Argentum steckte sein Schwert in die Scheide und reichte einem seiner Begleiter den Helm. Dann näherte er sich dem Thron.

»Bitte nicht!« rief ich.

Mit einem Ruck riß er mir den Staatsschleier herunter. »So kenne ich dich eher«, sagte er. »Sei begrüßt, Lady Sheila, Tatrix von Corcyrus!«

»Ich bin Tiffany Collins«, sagte ich leise. »Ich komme von der Erde.«

»Dein Gesicht dürfte vielen hundert, wenn nicht gar tausend Bürgern dieser Stadt bekannt sein.«

»Tötet sie!« riefen Männer in der Menge. »Reißt sie in Stücke!«

»Bringt rasch die Sklavin Susan!« sagte Miles aus Argentum.

Aus der Tiefe des Saales wurde Susan nach vorn gestoßen und mußte vor dem Thron niederknien.

»Ist dies die Frau, die deine Herrin war?« erkundigte sich Miles aus Argentum bei ihr.

»Sag ihr, daß ich Tiffany Collins von der Erde bin!« rief ich.

»Ich glaube, sie ist wirklich von der Erde, Herr!« schluchzte Susan. »Sie sagte mir, daß sie so hieße.«

Vor Erleichterung hätte ich beinahe aufgeschrien.

»Und wenn wir solche früheren Namen und Welten einmal beiseite lassen«, sagte Miles, »als was hast du sie hier gekannt?«

Susan begann zu zittern.

»Du kennst die Strafe, wenn du lügst«, sagte Miles.

»Sie war meine Herrin«, schluchzte Susan. »Sheila, Tatrix von Corcyrus.«

Die Menge begann zu jubeln.

»Ruft den Hauptmann aus Ar!« forderte Miles von Argentinum und wandte sich von der Sklavin ab.

Eine große hagere Gestalt betrat den Saal und näherte sich durch den langen Mittelgang. Schließlich stand er auf der Plattform, beinahe neben Miles aus Argentinum.

»Drusus Rencius, Hauptmann von Ar, zu den Streitkräften von Argentinum abkommandiert«, sagte Miles aus Argentinum. »Ich glaube, wir beide sind uns schon begegnet.«

Ungläubig schüttelte ich den Kopf. Man hatte mir gesagt, er wäre ein Geächteter aus Ar. Zweimal, so ging mir plötzlich auf, hätte er mich bereits mühelos nach Argentinum entführen können: bei unserem Ausflug auf die Stadtmauer in der Nähe der Tarns, und später, als wir das Haus des Kliomenes besuchten und er mich als Sklavin verkleidet in seiner Gewalt hatte, ohne daß Ligurious wußte, wo ich mich befand. Doch er hatte mich nicht entführt, er hatte nicht einmal den Versuch unternommen. Er hatte es vorgezogen, wie er sich auf der Stadtmauer Corcyrus' ausdrückte, das Spiel seinen Lauf nehmen zu lassen.

»Hauptmann, kennst du diese Frau?« fragte Miles aus Argentinum.

Drusus Rencius reichte einem Soldaten seinen Helm und erstieg die Plattform. Er zog mich aus dem Thronessel hoch und schaute mir tief in die Augen.

Ich erschauerte. Er wollte keinen Fehler machen.

»Ja«, sagte er.

»Woher weißt du das?« fragte Miles aus Argentum.

»Ich war mehrere Wochen lang ihr persönlicher Leibwächter.«

»Dann kennst du sie also recht gut?«

»Ja.«

»Kannst du sie identifizieren?«

»Ja«, sagte Drusus Rencius.

»Wer ist sie?« erkundigte sich Miles aus Argentum.

»Sheila, Tatrix von Corcyrus.«

Triumphgeschrei hallte durch den Saal. Drusus Rencius ließ mich los, machte kehrt, stieg von der Plattform und marschierte hinaus.

Ich blickte ihm nach.

13

»Nein!« wimmerte ich. »Nein!« Ich erwachte in verkrampfter Stellung. Ich lag auf der Seite in dem winzigen goldenen Käfig, in dem ich nach Argentum gebracht werden sollte. Meine Hände waren gefesselt. Ich hatte geträumt, wie ich in diesem Käfig durch die Straßen von Corcyrus getragen wurde. Wegen der geringen Größe des Käfigs stand er ziemlich hoch auf einem Podest, so daß ich vor Peitschenschlägen und spitzen Stöcken einigermaßen geschützt gewesen war. Soldaten hatten den Wagen begleitet und den Ansturm der Menge verhindert. Das Volk jubelte Miles aus Argentum und seinen Leuten zu. Und es schien aus dem Häuschen zu geraten vor Haß und Freude bei meinem Anblick, kreischend und spottend und tanzend. Man schien zu meinen, daß ich hier mein gerechtes Schicksal erlitt. Die Bewohner Corcyrus' hatten die Kämpfer aus Argentum und ihre Verbündeten aus Ar als Befreier willkommen geheißen. Bänder mit den Farben Argentums und Ars hingen an den Häusern und schmückten den Weg des Triumphzuges. Die

gleichen Farben wurden auch in der Menge getragen. Verwirrt und verängstigt hatte ich in dem Käfig gestanden. Ich konnte mir den Haß der Menschen nicht erklären. Ich hatte mich in den Käfig gestellt, um besser gesehen zu werden. Miles aus Argentum hatte es so befohlen.

Nun war ich in meinem engen Gefängnis erwacht. Wenigstens war ich jetzt allein, und es war still. Der Käfig bewegte sich knirschend im Wind. Ich richtete mich in eine kniende Stellung auf und teilte mit den Fingern das dichte Tuch, das über Nacht um den Käfig gewickelt worden war, ehe man ihn in die Höhe zog. Durch den winzigen Spalt schaute ich hinaus. Ich sah Feuerstellen des Lagers und mehrere Zelte. Aus der Ferne tönte Musik von den Zelten herüber. Dort mochten Mädchen vor ihren Herren tanzen. Wir waren eine Tagesreise von Corcyrus entfernt, unser Ziel war Argentum. Ich schaute zum Boden hinab, etwa vierzig Fuß unter mir. Der Käfig hing an einem Seil, das über den Ast eines großen Baums geworfen worden war.

Am liebsten wäre ich jetzt Sklavin gewesen, die ihren Herrn auf jedem denkbaren Wege zu überzeugen suchte, daß es sich lohnte, sie zu verschonen. Doch ich war eine freie Frau und konnte nichts anderes erwarten als die volle Strenge des Gesetzes.

Man brachte mich nach Argentum, wo ich aufgespießt werden sollte.

Ich konnte nicht mehr weinen.

Plötzlich spürte ich, wie der Käfig einen Zoll abgesenkt wurde, dann noch einen Zoll.

Hastig versuchte ich nach draußen zu schauen, so gut es ging. Doch ich konnte sehr wenig erkennen.

Zunächst hing der Käfig wieder still, dann fiel er wieder ein Stück. Langsam wurde er herabgelassen, bis er schließlich auf dem Boden stand.

Mein Herz klopfte heftig.

Die Heimlichkeit, die Behutsamkeit, mit der hier vorgegangen wurde, schienen mir nicht auf etwas hinzudeuten, das von Miles' angeordnet worden war, und so kam ich gar

nicht auf den Gedanken zu schreien. Wer würde mir helfen - und mit welchem Ziel? Wenn diese nächtlichen Besucher mich stehlen und möglicherweise versklaven wollten, würde ich ihnen willig folgen. Ein solches Schicksal hätte ich sogar genossen. Dann aber überfiel mich ein eisiger Schrecken. Wenn die Unbekannten mich umbringen wollten - was dann?

Ich wußte nicht, ob ich schreien sollte oder nicht.

Die Abdeckung des Käfigs wurde aufgeschnürt und zurückgeschoben. Zwei Männer standen vor mir. Sie waren schwarz gekleidet und trugen Masken. Einer hielt eine nichtbrennende Laterne in der Hand, der andere öffnete ein Lederetui mit Schlüsseln und Werkzeugen. Dann begann er sich dem oberen Käfigschloß zu widmen, indem er eine Vielzahl von Schlüsseln und Haken und kleinen Werkzeugen ausprobierte. Er schien eine Art Schlosser zu sein, denn er hantierte sehr geschickt. Nach fünfzehn Ehn waren beide Schlösser offen. Die Käfigtür klappte auf, dann wurde ich herausgezogen und gefesselt, wie ich war, ins Gras gedrückt. Man schloß den Käfig, brachte die Plane wieder an, und wenige Augenblicke später hing das Gebilde wieder hoch unter dem Baum. Wenn niemand die Aktion beobachtet hatte, würde man vermutlich erst morgen früh merken, daß ich verschwunden war.

Man zerrte mich hoch und reichte mir einen Mantel. Ich zog ihn mit gefesselten Händen um mich fest und hielt ihn vor dem Hals zusammen. Eine Hand berührte mich am Rücken und zeigte die Richtung an, in die ich gehen sollte. Kurze Zeit später kamen wir an zwei zusammengesunkenen Wächtern vorbei, neben denen eine umgestürzte Flasche lag.

Der Mann links von mir umfaßte meinen Oberarm mit festem Griff und führte mich zwischen die Zelte. Vorsichtig suchten wir uns einen Weg durch das Lager.

Die meisten Zelte waren dunkel. In einigen brannten noch kleine Feuer, und Schatten huschten über die Planen. Wir mußten zwei betrunkenen Wächtern ausweichen und

erreichten schließlich eine Stelle zwischen zwei dunklen Zelten. Hier drückte man mich ins Gras und begann mir die Füße zusammenzubinden. Der Mann schob mir schließlich die Enden der Schnur in die Hand und löste meine Handfesseln.

»Wartet!« flüsterte ich. »Nein!« Dann begriff ich, was man mit mir vorhatte.

Der kleinere der beiden Männer, der sich auf den Umgang mit Schlössern verstand, legte mir seine Finger über den Mund.

»Nein!« flüsterte ich. »Laßt mich nicht allein! Wer seid ihr? Warum habt ihr mich befreit?«

Er verstärkte den Druck auf meine Lippen. »Wir haben dich hierhergebracht«, flüsterte er, so daß ich die Stimme nicht erkennen konnte. »Wir sind hier eine halbe Pasang vom Käfig entfernt.«

Bekümmert nickte ich.

»Laßt mich nicht allein!« flehte ich.

»Das Lager wird in drei Ahn erwachen«, sagte er.

»Wer seid ihr?« fragte ich.

»Du hast mir einmal einen Gefallen getan«, sagte er. »Das habe ich nicht vergessen.«

»Was für einen Gefallen?«

»Die Schuld ist nun ausgeglichen«, sagte er. »Es ist geschehen. Die Angelegenheit ist bereinigt.«

Der größere der beiden Männer zog mir den Mantel vom Rücken. So saß ich dann nackt im Schmutz, mit gefesselten Füßen, die Enden der Schnur in der Hand.

Die beiden Männer standen auf und machten Anstalten, sich zu entfernen.

»Verlaßt mich nicht, ich flehe euch an!« flüsterte ich.

»Dir ist schon hundertmal mehr gutgemacht worden, als du verdienst«, sagte der kleinere der beiden Männer.

»Seid ihr nicht meine Freunde?« fragte ich.

»Nein, deine Feinde, Lady Sheila, böser Geist und Tyrannin von Corcyrus!«

»Wartet!« flüsterte ich.

Aber schon waren sie verschwunden, und zwar in verschiedene Richtungen. Es war sinnlos, ihnen nachzurufen, damit hätte ich die Aufmerksamkeit nur auf mich selbst gelenkt.

»Das Lager wird in drei Ahn erwachen«, hatte der Mann gesagt. Mit hektischen Bewegungen begann ich meine Fußfessel aufzuknoten. Dazu brauchte ich gut eine Ehn.

Ich sah eine Laterne näherkommen: eine Wächterpatrouille. Ich warf die Schnur fort und kroch zur Seite, um mich in die Schatten hinter ein Zelt zu flüchten. Mit der Schulter berührte ich eine Zeltleine. Drinnen bewegte sich jemand im Schlaf. Die Laterne entfernte sich wieder.

Hilflos erhob ich mich und eilte zwischen die Zelte.

14

»Halt, wer da?« rief eine Stimme. Ich hörte das Fauchen des Wach-Sleen, der an seiner Führungskette riß.

Weinend floh ich ins Lager zurück. Der Wächter ließ den Sleen nicht frei. Wahrscheinlich wollte er ihn zwischen den Zelten nicht herumstreunen lassen.

Ich suchte in der Dunkelheit hinter einem Zelt Schutz. Schon dreimal hatte ich vergeblich versucht, das Lager zu verlassen. Einmal war ich auf Spießfallen und Drähte gestoßen, ein andermal auf einen tiefen Graben, jeweils von Wächtern mit Sleen bewacht. Die Sleen mußten mich gewittert und ihre Herren in meine Nähe geführt haben. Im Außenbereich des Lagers schien es vor Wächtern und Sleen nur so zu wimmeln. Die gründliche Bewachung war sicher damit zu erklären, daß man sich noch im Einzugsbereich von Corcyrus befand und eine gefangene Tatrix im Lager hatte, die in einem schwebenden Käfig sicher verwahrt war.

Ich hob den Blick und unterdrückte ein Aufstöhnen. Im Mondlicht sah ich den hängenden Käfig kaum hundert Meter entfernt. Bei dem angstvollen Hin und Her zwischen den

Zelten war ich an den Ausgangspunkt meiner Flucht zurückgekehrt!

Ich kauerte mich in den Schatten. Zwei Männer gingen vorbei; aus ihrem Gespräch schloß ich, daß es sich um Köche handelte.

Rauschender Flügelschlag ließ mich zum Himmel blicken. Ein Tarn flog in Richtung Nordwesten. Unter ihm baumelte an einer langen Schnur ein Tarnkorb. Den Tarn kümmerten Sleen nicht, überlegte ich verbittert. Es war nicht der erste Tarnflug, den ich über dem Lager beobachten konnte.

Bisher hatte ich die beleuchteten Teile des Lagers gemieden; hier würde ich Kaufleute, Lieferanten und Sattler finden und die Vorrats- und Verköstigungsabteilung.

Dort waren zu viele Leute wach, die mich bestimmt entdecken würden.

Mit klopfendem Herzen begann ich gleichwohl den beiden Männern zu folgen, die eben an mir vorbeigekommen waren. Sie näherten sich der Mitte des Lagers.

»Was machst du hier, Dirne?« fragte ein Mann. Er war plötzlich zwischen den Zelten aufgetaucht und trug Geräte über der Schulter. Ich wich zurück. »Laß sie gehen!« sagte ein zweiter Mann, der im gleichen Moment aus einem Zelt kam. Auch er trug etwas über der Schulter. »Du siehst doch, es ist eine Sklavin, die zu ihrem Herrn zurückkehrt.« Ich eilte weiter. In der Dunkelheit war den beiden nicht aufgefallen, daß ich kein Brandzeichen und keinen Sklavenkragen trug.

Ich verharrte im Schatten eines Zeltes. Ich wußte nicht mehr, was ich tun sollte. Ringsum schien das Lager zum Leben zu erwachen.

»Ena!« rief ein Mädchen und lief los, um ein anderes einzuholen. Ich folgte den beiden unauffällig, die möglicherweise zu den Sklavengehegen unterwegs waren. Schließlich umging ich eine große Kochanlage. Hier roch es nach frisch gebackenem Brot und nach gebratenen Eiern und geröstetem Fleisch. Mit wachen Sinnen schlich ich zwischen Zelten hindurch und kroch manchmal auf Händen und Knien weiter.

Noch war es ziemlich dunkel. Hier und dort brannten erste Morgenfeuer. Die Monde waren untergegangen.

Entsetzt schrie ich auf. Ein fauchender Sleen sprang mich an, wurde aber von seiner Kette in Schach gehalten.

Ich setzte meinen Weg fort, durch schmale Täler zwischen Bergen von Säcken, durch Schluchten, die sich zwischen hoch aufgestapelten Kisten gebildet hatten.

Dann befand ich mich plötzlich in einer Sackgasse, die an einer steilen Kistenwand endete. Auch der nächste Durchgang war versperrt, und plötzlich ging mir auf, daß ich die Orientierung verloren hatte. Zwischen den Kisten gab es ab und zu schmale Spalten. Ich wußte nicht, wo ein Gang verlief oder wo lediglich einige Kisten fortgenommen worden waren. Mit der Faust hämmerte ich gegen einen Holzverschlag.

Plötzlich hörte ich keine zweihundert Meter entfernt einen Tarn schreien.

Gleichzeitig entdeckte ich weiter hinten eine Laterne, die sich langsam näherte.

Ich huschte durch eine Öffnung, erreichte eine Barriere aus Kisten und kauerte mich in ihrer Deckung nieder.

Der Lampenschein fiel auf die Kisten vor mir, zwei Männer leuchteten den Gang aus, den ich eben verlassen hatte.

»Sie ist hier entlang gelaufen«, sagte eine Stimme.

Dann gingen die beiden Männer weiter. Hastige Schritte waren zu hören. »Gleich haben wir dich, Tula, du kleiner Sleen!«

Bedrückt blickte ich zum Himmel auf. Der Himmel wurde langsam grau. Wahrscheinlich würde man den Käfig schon in wenigen Minuten herunterlassen und mein Fehlen bemerken.

Daraufhin würde man zweifellos das ganze Lager Zoll für Zoll durchkämmen, eine Suche, der ich nicht entinnen konnte.

Meine Flucht war mißglückt.

Ich wartete noch eine Weile, ehe ich mich aus meiner Deckung wagte. In die Richtung gehend, in die die Männer

verschwunden waren, erreichte ich eine Öffnung zwischen den Kisten und sah nun endlich einen Ausweg aus dem Labyrinth des Lagerplatzes.

Vor mir standen zahlreiche Wagen, es roch nach Tharlarion und Stroh. Hastig huschte ich über den Stall- und Wagenplatz.

Dann hielt ich erstaunt inne. Der mächtige Schrei eines Tarn ließ die Luft erbeben.

Im Schutz eines Wagens ging ich auf Hände und Knie nieder. Auf der anderen Seite des Fahrzeugs gingen zwei Männer vorbei. Ich erhob mich wieder und lief, so schnell ich konnte, in die Richtung, aus der ich den Vogelschrei vernommen hatte. Ich blieb stehen, als dicht vor mir ein Tarn in die Luft aufstieg, unter sich an langen Seilen einen Tarnkorb. Ich streckte die Hände aus. Vor mir schien eine Art Plattform zu liegen. Sie mußte fünfzig Meter lang sein. Auf ihr schienen zwei breite Lederschienen eine Art Gleitspur zu bilden. Auf diesen Führungen lagen vier oder fünf Tarnkörbe. Ich hörte peitschenden Flügelschlag und duckte mich neben der Plattform nieder. Ein Tarnreiter landete seinen Vogel auf der Plattform. Männer erwarteten ihn bereits, ein Bursche mit Schreibbrett und Papieren und zwei andere, die ihm zu assistieren schienen. Der vorderste Tarnkorb wurde mit Leinen an dem gelandeten Tarn festgemacht. Ich kroch vorwärts, und während die Männer sich um den Tarn kümmerten, der hin und her trippelte und ab und zu die Flügel auf und nieder schlug, kroch ich in den letzten Korb. Im Korb fand ich eine Decke, mit der vermutlich eine ins Lager transportierte Last zugedeckt worden war. Ich zog die Decke über mich und verharrte reglos unten in dem Behältnis.

Es wurde bereits heller, und meine Angst nahm immer mehr zu. Ich beurteilte meine Fluchtchancen schlecht, wußte aber nicht, was ich anderes hätte unternehmen sollen.

Eine ganze Ahn schien zu vergehen. Das rauhe Geflecht des Korbes preßte sich in meine Haut. Trotzdem bewegte

ich mich nicht. Schließlich landeten andere Tarns auf der Plattform. Vor mir liegende Körbe wurden in die Lüfte gerissen. Ich hatte schließlich den Eindruck, daß nur noch mein Behältnis auf der Plattform lag.

»Und wo ist Venaticus?« fragte ein Mann.

»Er dürfte seinen Rausch ausschlafen«, antwortete eine Stimme.

»Vermutlich hat er sich in die Kette irgendeiner Sklavin verstrickt und kommt nicht los!« lachte ein dritter.

Plötzlich brausten Flügel durch die Luft, und spitze Tarnkrallen knallten auf die Plattform. Beinahe sofort machten sich Männer an meinem Korb zu schaffen. Leinen wurden daran festgemacht und straffgezogen, und der Korb begann sich zu bewegen. Durch den Spalt zwischen zwei Deckenfalten vermochte ich auf einen Riß im Korbgeflecht zu schauen. Mit zwei Fingern zog ich die Decke enger zusammen.

»Dein Gesicht ist mit Lippenstift verschmiert«, sagte ein Mann, »und du riechst nach Sklavinnen und Paga.«

»Darauf weiß ich keine Erklärung«, sagte ein Mann und tat ratlos. »Dabei habe ich die ganze Nacht gemütlich im Zelt der Frachtreiter geschlafen.«

»Die Firma wird nicht gerade erfreut sein«, sagte ein Mann. »Wenn du letzte Nacht auch nur ein Auge zugemacht hast, will ich eine purpurne Urn sein!«

»Dann ist es ja gut für dich, daß ich wirklich kaum zum Schlafen gekommen bin.«

»Kannst du denn überhaupt fliegen?«

»Ich werde im Sattel schlafen«, sagte der Mann.

»Du hast einen langen Flug vor dir, in mehreren Etappen«, gab ein anderer zu bedenken.

»Na, dann werde ich ja gut ausgeruht sein, wenn ich endlich in Ar eintreffe«, sagte der Neuankömmling.

»Was ist das für ein Geräusch?« fragte jemand.

»Klingt wie eine Alarmstange im südlichen Teil des Lagers.«

»Was da wohl nicht stimmt?«

»Werde ich in Ar Bemus oder Torquatus wiedersehen?« fragte der Neuankömmling.

»Nein, du bist heute früh der einzige Reiter, der nach Ar fliegt«, antwortete ein Mann. »Bemus muß in Lydius Fracht abholen, Torquatus in Bazi.«

»Bestimmt ist das ein Alarm.«

»Ich höre schon ein zweites Signal.«

»Was mag da los sein?« fragte der Neuankömmling.

»Wir treffen uns dann in zehn Tagen am Südufer des Issus«, sagte eine Stimme. »Du bringst eine neue Sendung Ka-la-na für die Offiziere.«

»Ich wüßte gern, was da los ist«, sagte der Neuankömmling.

»Ob das Lager angegriffen wird?« fragte jemand.

»Nein.«

»Wahrscheinlich ein Feuer.«

»Aber ich sehe keinen Rauch.«

»Vielleicht ist Lady Sheila entflohen«, sagte ein Mann leichthin.

Gelächter antwortete ihm.

»Wahrscheinlich gibt's einen Streit wegen einer Sklavin oder eines Spiels.«

»Das muß ich mir ansehen!« sagte der zuletzt gekommene Mann.

»In den Sattel mit dir!« rief ein anderer.

»Es muß etwas anderes sein; wegen eines Streits würde man nicht das ganze Lager alarmieren. Hört doch, wie viele Alarmstangen da schon zu hören sind!«

»Wahrscheinlich eine Übung.«

»Das ist es«, sagte jemand. »Es muß eine Übung sein.«

Plötzlich war fauchender Flügelschlag zu hören. Und schon wurde der Korb losgezerrt, glitt über die Lederbahnen und schwang sich wie die anderen hoch in die Luft. Im ersten Moment verschlug es mir den Atem. Durch die Spalten zwischen dem Korbgeflecht konnte ich den Boden unter mir hinwegsinken sehen. Verzweifelt hielt ich die Decke fest, die im Wind zu flattern begann. Die Leinen und der Korb knirschten. Der Reiter ließ seinen Tarn einmal über

dem Lager kreisen, wohl um seine Neugier zu befriedigen. Aus der Luft konnte er aber nicht viel entdecken. Unter mir kamen Männer aus den Zelten, doch an ihrem Verhalten war sicher nicht abzulesen, was dort unten geschah. Jedenfalls schien das Lager nicht angegriffen zu werden. Vielleicht wurden nur die Mannschaften der Alarmstellen überprüft. Schließlich zog mein Reiter den Tarn herum und nahm Kurs nach Nordwesten. Ich lag unten im Korb. Ich zog die Beine an und legte die Decke enger um mich. Ich fror. Das Gellen des Alarms war leiser geworden und verstummte nach kurzer Zeit ganz.

15

Ich spürte eine Hand an der Schulter. Sie schüttelte mich sanft. Außerdem spürte ich die warme Sonne auf dem Rücken. Ich lag bäuchlings im Gras. Meine Füße waren von schlammigem Wasser umspielt.

Drei Tage lang war ich als blinder Passagier des Tarnreiters mitgereist und hatte das Lager Miles' aus Argentum weit hinter mir gelassen. In den ersten beiden Nächten hatte der Mann im Freien gelagert; am ersten Abend war ich aus dem Korb gekrochen und hatte mir Fleisch und Sa-Tarna-Brot aus seiner Packtasche beschafft, nachdem er eingeschlafen war. Ich bediente mich sehr vorsichtig, damit er keinen Verdacht schöpfen konnte. Schon am zweiten Tag fiel mir zu meinem Kummer auf, daß immer häufiger Siedlungen unter uns dahinzogen. Auch nahm die Zahl der kultivierten Äcker zu. Am zweiten Abend stahl ich Früchte aus einem Obstgarten und trank Wasser aus einem Teich. Schließlich nahm ich mir vor, einen dritten Tag im Korb zu riskieren, um zwischen mich und Argentum und Corcyrus weitere Hunderte von Pasang zu legen. Am dritten Tag aber bemerkte ich zu meiner Bestürzung Straßen unter mir und zahlreiche Dörfer und Felder. Wir passierten sogar zwei ausgedehnte Städte. Am dritten Abend landeten wir in ei-

ner Einfriedung innerhalb der Palisade einer befestigten Schänke, und das jagte mir doch einen gehörigen Schrecken ein. Es wurde Zeit, mich von meinem Befreier zu lösen. Ich konnte kein Interesse daran haben, nach Ar zu reisen, zu den Verbündeten Argentums. Leider fand ich keine Stelle, an der ich die Mauer der inneren Einfriedung übersteigen oder mich hindurchzwängen konnte. So versteckte ich mich zwischen den Tarnkörben, von denen hier mehrere lagen. Schließlich gelang mir die Flucht, während der Korb eines frisch gelandeten Tarn vom außen gelegenen Landeplatz in die Umfriedung gezerrt wurde. Ich versteckte mich hinter den Abfallkästen auf der Rückseite des Wirtshauses. Der Innenhof wurde nicht von Sleen bewacht, vermutlich wegen der Gefahren für die Gäste. Ich ernährte mich heißhungrig von Abfall. Es hatte kürzlich geregnet, so daß etliche fortgeworfene Behälter und Deckel Wasser enthielten. Ich trank gierig. Oh, wie sehr beneidete ich die Gäste der Schänke, die Fleisch und Getränke vorgesetzt bekamen und saubere Zimmer und warme Betten hatten! Ich beneidete sogar die Sklavinnen, die sich drinnen befinden mochten. Ich schrie auf, als eine pelzige Urt mir am Bein entlangstrich. Ich kroch an der Hauswand entlang und hielt mich in der Deckung von Büschen. Mit der Hand schob ich Blätter zur Seite. Endlich hatte ich freien Blick auf das Haupttor der großen Palisade. Ein von Tharlarion gezogener Wagen fuhr herein. Er lag schief in den ausgefahrenen und vom Regen ausgeweichten Fahrspuren. Ein Hausdiener schloß sofort wieder das Tor und legte einen großen Sperrbalken vor, den er zusätzlich mit Schloß und Schlüssel sicherte. Dann folgte er dem Fahrer zu den Ställen. Ich eilte zum Tor und tastete unter den Torstämmen herum. Hastig grub ich den weichen Boden in der Tiefe der Wagenspuren fort und versuchte meinen Körper unter dem Tor hindurchzuschieben, aber die Öffnung war zu klein. Schon war das Räderrollen eines anderen Wagens zu hören, der von hinten um die Schänke kam. Hastig versteckte ich mich wieder im Gebüsch. Gleich darauf kehrte der Hausdiener zum Tor zurück und begann

mit dem Fahrer zu streiten, der sich offenbar darüber beschwerte, daß der Mann nicht schon am Tor gewartet hatte. Zum Ausgleich überprüfte der Türwächter die Quittungen des Mannes besonders gründlich. »Ich glaube nicht, daß das Leusippus' Zeichen ist«, sagte er. »Dann weck ihn!« forderte der Fahrer. »Ich muß bei Morgengrauen auf der Straße sein.« »Um diese Ahn kann ich ihn nicht wecken...« Als der Wächter endlich doch das Tor öffnete, lag ich längst hinten auf dem Wagen. Eine Ahn später, als die Morgendämmerung einsetzte, ließ ich mich lautlos über das Rückbord des Fahrzeugs gleiten und duckte mich auf der Straße nieder. Der Wagen fuhr weiter. Ich verließ die Straße und eilte über die Felder. Später hatte ich mich inmitten von Farnkräutern an einem kleinen Teich versteckt und die Nacht abgewartet. Da ich den Tag über noch nichts gegessen hatte, war ich sehr hungrig. Später kamen Wind und Wolken auf, und im Regen mühte ich mich durch das Gras. Zweimal verlor ich das Bewußtsein, vermutlich vor Hunger. Als ich beim zweitenmal wieder zu mir kam, hatte sich das Unwetter noch verschlimmert. Im Gras hockend, sah ich im Licht eines Blitzes in einem Tal unter mir eine Straße. Ich kroch darauf zu. Die Straße war von einem tiefen Graben gesäumt, in den ich mich sinken ließ, um dann den gegenüberliegenden Hang zur Fahrbahn zu erklimmen. Dieser aber erwies sich als zu steil. Erneut schwanden mir die Sinne.

»Was treibst du hier?« fragte eine Stimme.

»Ich bin eine freie Frau«, sagte ich.

Ich lag auf der Schräge und spürte Gras unter meinem Bauch. Die Sonne brannte mir heiß auf den Rücken. Schlammiges Wasser plätscherte im tiefen Straßengraben und benetzte meine Füße. Ein Mann hockte hinter mir. Ein zweiter bewegte sich oberhalb von mir auf der Straße.

»Banditen griffen mich an«, sagte ich, »und raubten mir die Kleider.«

»Halt still!« sagte die Stimme hinter mir.

Ich vernahm das Rasseln von Ketten und erstarrte. »Was tust du?« fragte ich.

»Halt still!« sagte der Mann und fesselte mich fachkundig.

»Aber ich bin eine freie Frau!«

»Und wurdest von Banditen hier liegengelassen? An ihrer Stelle hätte ich eher die Kleidung zurückgelassen und dich mitgenommen!«

Ich schwieg.

»Aber vermutlich war es sehr dunkel, oder sie hatten schlechte Augen.«

Ich schwieg.

»Was hast du für einen Heimstein?« fragte er.

Ich überlegte hastig. Natürlich wollte ich mich nicht mit Corcyrus oder anderen Städten aus diesem Gebiet identifizieren, auch nicht mit Argentum. Ich wußte außerdem, daß wir nach Nordwesten geflogen waren. Willkürlich wählte ich also eine Stadt, die hoch im Norden lag, eine Stadt, von der ich hatte erzählen hören, ohne daß ich viel über sie wußte.

»Lydius«, sagte ich.

»Wo liegt Lydius?«

»Im Norden.«

»An welchem See?«

»Das weiß ich nicht.«

»Es liegt gar nicht an einem See, sondern am Fluß Laurius.«

Ich schwieg.

»Wo ist deine Eskorte, wo sind deine Wächter?«

»Ich bin allein gereist.«

»Das ist für eine freie Frau sehr ungewöhnlich. Was tatest du auf dieser Straße?«

»Na, reisen. Ich wollte einen Besuch machen.«

»Und wohin führt die Straße?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich schluchzend.

»Schau her!« sagte der Mann und drehte mich um. Er war ein muskulöser blonder Jüngling und machte einen recht gutmütigen Eindruck. Er hockte sich nieder und zeichnete etwas in den Schlamm.

»Was ist das für ein Buchstabe?«

»Ich weiß es nicht.«

»Al-ka«, antwortete er.

»Ich kann nicht lesen.«

»Die meisten freien Frauen können es aber. Wie heißt du?«

»Lita«, sagte ich. Diesen Namen hatte ich schon einmal angenommen, als Drusus Rencius mich in das Haus des Kliomenes in Corcyrus führte.

Beide Männer begannen daraufhin zu lachen.

»Das ist ein ganz gewöhnlicher Sklavename!« sagte der Jüngling. »Für mich ist klar, daß du eine Sklavin bist, Lita. Du bist nackt, du hast anscheinend keinen Heimstein, du weißt nicht, wo du bist. Du kannst nicht einmal lesen. Du trägst einen typischen Sklavennamen. Deshalb wirst du mich künftig mit ›Herr‹ anreden.«

»Bitte nicht!«

Und er bückte sich, warf mich über seine Schulter und stieg mühsam den steilen Hang empor. Gleich darauf hatten mich die beiden Männer auf der Ladefläche ihres offenen Tharlarionwagens verstaut. Sie behandelten mich nicht grob.

»Ich bin sehr hungrig, ihr Herren«, sagte ich. »Kann ich etwas zu essen haben?«

»Aber ja«, sagte der junge Mann, der mich den Hang heraufgeschleppt hatte. Während sich sein Begleiter auf den Kutschbock setzte und das behäbige Zugtier anspornte, gab er mir zwei große Stücke Sa-Tarna-Brot, das mir köstlich mundete. Er rundete die Mahlzeit mit einer Scheibe getrockneter Larmafrucht, Rosinen und einer Pflaume ab. Zweimal schenkte er Wasser aus einem Beutel in eine Tasse.

»Iß nicht so schnell«, sagte er warnend. »Wie lange hast du schon nicht mehr gegessen?«

»Seit gestern abend, ehe die Banditen angriffen.«

Er lachte nur. Ich hatte seit vier Tagen nicht mehr richtig gegessen.

»Du siehst gleich viel besser aus«, sagte er schließlich, als ich fertig war.

»Vielen Dank, Herr. Darf ich sprechen?«

»Ja.«

»Wo bin ich hier?«

»Du bist auf der Viktel Aria«, antwortete er, »nördlich von Venna. Wir fahren in südlicher Richtung.«

Diese Auskunft brachte mir zu Bewußtsein, daß ich doch länger bei dem Tarnreiter geblieben war, als gut für mich war. Ich war schon näher bei Ar, als mir lieb sein konnte. Andererseits war der Frachtreiter offenkundig nicht auf direktem Weg nach Ar geflogen, sondern hatte einen Umweg nach Norden gemacht; vermutlich wegen der Schänke, in der er zuletzt übernachtet hatte – vielleicht hatte er ein Mädchen dort. Venna, soviel wußte ich, lag etwa zweihundert Pasang nördlich von Ar. Die Worte ›Viktet Aria‹ heißen wörtlich übersetzt ›Ars Triumph‹. In den nördlichen Abschnitten wird die Straße vorwiegend Voskstraße genannt.

»Warum sind hier links und rechts so tiefe Gräben?« fragte ich.

»So ist es über eine Strecke von mehr als hundert Pasang in dieser Gegend«, antwortete er, »mit Ausnahme der Kreuzungen und Abzweigungen. Diese Gräben machen es unmöglich, Vorratswagen quer über die Straße zu bringen, also von Osten nach Westen oder umgekehrt. Auf diese Weise wirkt sich die Straße fast wie eine Mauer aus.«

»Sie dient gewissermaßen der militärischen Verteidigung?« fragte ich.

»Ja«, sagte er.

»Wohin fahrt ihr?«

»Nach Venna.«

»Was habt ihr mit mir vor?«

»Wir werden dich im Büro des Archonten von Venna abliefern.«

Grob wurde mir das Kinn mit dem Daumen hochgestoßen. »Nein«, sagte eine Stimme, »das ist nicht meine Tutina.«

Der Mann, der vom Aufseher des Archonten begleitet wurde, verließ die runde Zementplattform und verschwand in der Menschenmenge, die die Straße füllte. Die Straße lag in Venna anscheinend sehr zentral; sie führte zum Marktplatz. Meine Plattform lag links von der Straße, mit Blick auf den Platz, und an der vordersten Front eines öffentlichen Sklavenmarkts. Hinter der Verkaufszone erhob sich ein düsteres Gebäude mit Gitterfenstern. In diesem Gebäude waren die Sklaven untergebracht, außerdem hatte der Aufseher des Archonten dort sein Büro. Etliche Mädchen waren wie ich zur Schau gestellt. Sie sollten verkauft werden. Ich stand nicht zum Verkauf, wenigstens noch nicht. Man hatte mir zu verstehen gegeben, wenn nicht innerhalb von zehn Tagen Ansprüche auf mich erhoben würden, wollte man mich ebenfalls zur Veräußerung freigeben, um zumindest die Kosten für meinen Aufenthalt hereinzubekommen.

Es war heiß auf der Plattform, zumal meine Arme an Ketten hochgezogen waren, eine sehr ermüdende Stellung.

Der Nachmittag zog sich endlos hin.

Von Zeit zu Zeit blieb ein Mann in der Menge stehen, um mich zu betrachten. Gewöhnlich schaute ich in eine andere Richtung, doch hatte ich mit der Zeit das Gefühl, die Blicke auch so spüren zu können. Manche kamen auf die Plattform, um mich näher zu betrachten.

Am Spätnachmittag erstarrte ich plötzlich vor Entsetzen. Hastig senkte ich den Kopf und unterdrückte das Zittern, das mich von Kopf bis Fuß durchlief. Am liebsten hätte ich mich versteckt, aber das war nicht möglich.

Er durfte mich nicht gesehen haben! Auf keinen Fall!

Ich drehte mich ein wenig in der Kette, als wollte ich lediglich die Stellung wechseln.

Mein Herz pochte vor Entsetzen.

Ausgerechnet er!

Auf keinen Fall durfte er mich bemerken!

»Der Churl soll ausgezogen werden!« hatte ich herablassend verkündet. »Man hänge ihm ein Schild um, das ihn als Betrüger bloßstellt. Dann soll er von Wächtern durch das große Tor von Corcyrus gestoßen werden und die Stadt vor der Zweiten Passage-Hand nicht wieder betreten dürfen!«

Hier konnte ich nicht fliehen. Hilflos, nackt, festgekettet, so stand ich in der Öffentlichkeit.

Ein corcyrischer Kaufmann hatte ihn beschuldigt, eine nur versilberte Schale mit falschen Ar-Stempeln als echtes Silber ausgegeben zu haben. Außerdem hatte er falsche Maße benutzt und Sklavenhaar als das Haar freier Frauen ausgegeben.

Er mußte längst vorbei sein!

Entsetzt fuhr ich zusammen. Jemand war zu mir auf die Plattform gestiegen. Ich hielt den Blick gesenkt. Und wie schon zwei- oder dreimal zuvor fühlte ich einen Daumen unter meinem Kinn. Jemand schob meinen Kopf nach oben.

Entsetzt schaute ich in die Augen des Hausierers Speusippus aus Turia.

17

»Nun sind wir allein, Lady Sheila«, sagte er.

Er hatte sich von der Tür abgewandt, nachdem er sie verschlossen und den Schlüssel in seinen Geldbeutel gesteckt hatte.

Ich stand mit dem Rücken an einer rauen Holzwand in einem kahlen, weitgehend unmöblierten Zimmer. Es grenzte an einen kleinen Stall, vor dem sich ein kleiner Stallhof erstreckte. Speusippus' Tharlarion war im Stall untergestellt, und draußen im Hof wartete sein Wagen, den er an eine Kette gelegt hatte. Die zahlreichen Kisten und Truhen mit seinen Waren waren in das kleine Zimmer gebracht worden. Es handelte sich um eine von mehreren solcher Unterkünfte, die gewöhnlich von Fuhrleuten und reisenden

Händlern gemietet wurden. Sie befand sich in einem Vorort Vennas.

Nachdem sich Speusippus beim Archonten als mein Herr ausgegeben hatte und ich ihm nicht widersprechen konnte, weil er mich sonst den Häschern aus Argentinum verraten hätte, war ich ihm hierher gefolgt. Zunächst hatte ich seinen Tharlarion abreiben und anschließend den Stall ausmisten und frisches Grünfutter holen müssen.

Anschließend hatte er mich an einen öffentlichen Brunnen geführt, wo ich mich unter seiner Aufsicht waschen mußte. Von dort waren wir zu seiner Unterkunft zurückgekehrt, wo ich ihm über einem kleinen Grill im Hof etwas zu essen machen mußte. Ein Stück Fleisch hatte er mir überlassen. Vor einigen anderen Hütten in der Reihe sah ich andere Mädchen, die für ihre Herren kochten. Nachdem ich den Grill gesäubert und das Geschirr abgewaschen hatte, waren wir in das Zimmer gegangen. Er hatte die Tür verschlossen.

Ich spürte die Rauheit der Wand auf meinem Rücken.

»Nicht übel, Lady Sheila«, sagte er. »Wenn ich es nicht besser wüßte, könnte man meinen, du hättest schon gewisse Erfahrungen besessen. Vielleicht ist einer Frau so etwas angeboren. Hinein!« Und er hielt den Deckel der großen Kiste offen.

Ich kroch in die große tiefe Kiste und legte mich seitlich und mit angezogenen Beinen darin nieder.

»Habe ich dem Herrn gefallen?« fragte ich.

»Du sprichst wie eine Sklavin«, sagte er spöttisch.

»Verzeih mir, Herr!« Es erschien mir selbst kaum glaublich, doch war mir wichtig, daß er Gefallen an mir fand.

»Hast du Hunger?« fragte er.

»Ja, Herr.«

Er ging in einen Winkel des Zimmers und kehrte mit einem Stück Trockenfleisch zurück, das er mir hinwarf.

»Was wirst du mit mir tun?« fragte ich.

»Was mir gefällt.«

»Ja, Herr.«

»Morgen fahren wir nach Süden«, verkündete er.

»Nicht nach Ar?«

»Nein«, erwiderte er. »Wir werden nach Westen abbiegen.« Er schaute auf mich nieder. »Ich hätte es nie für möglich gehalten, die Tatrix aus Corcyrus nackt in meiner Schatztruhe zu haben«, sagte er genießerisch.

»Kann ich hier denn atmen, Herr?« fragte ich.

»Die Kiste hat Luftlöcher«, sagte er. »Du bist nicht die erste Frau, die dieses Lager einnimmt. Allerdings die erste Tatrix.«

»Ja, Herr.«

»Bei meinem Prozeß, du weißt es sicher noch, kam auch zur Sprache, daß ich unabsichtlich Sklavenhaar als Haar einer freien Frau verkauft haben sollte.«

»Ja, Herr.«

»Morgen früh werde ich mir Haar von einer freien Frau besorgen. Du wirst kahlgeschoren.«

»Der Herr kennt mein Geheimnis«, sagte ich. »Er hat die Macht über mich. Er kann tun mit mir, was er will.«

»Und das werde ich auch«, erwiderte er. »Angenehme Träume.«

In der dunklen Kiste liegend, konnte ich bald die Luftlöcher ausmachen. Durch einige winzige Spalten konnte ich sehen, wie er die Öllampe ausmachte.

Ich begann von dem Fleisch abzubeißen, das er mir hingeworfen hatte. Ich hatte beinahe das Gefühl, als hätte er mich damit belohnen wollen.

Ich war keine Jungfrau mehr. Meine Jungfräulichkeit war mir von Speusippus aus Turia genommen worden. Ohne jede Rücksicht auf meine Gefühle hatte er mich unter sich geworfen und mich genommen – und das nicht nur einmal. Nicht nur dadurch wurde mir klargemacht, wer die Macht über mich hatte. Trotz dieser klaren Eroberung und meines physischen und psychischen Eingehens auf diese Tatsache lag es daran, daß er sich mit meinem Körper zu wenig Zeit ließ. Andererseits war ich erregt und bereit gewesen, ihn zu empfangen. Bei unserem letzten Zusammensein hatte ich

jedoch Angst bekommen, begann ich doch tief in mir etwas zu empfinden, eine erste erschreckende Vorahnung darauf, wie es sein mochte, sich einem Herrn als Sklavin voll hinzugeben.

Ich lag in der Kiste und kaute mein Fleisch. Ich war keine Jungfrau mehr. Den Männern war ich geöffnet worden, wie es bei den Goreanern hieß. Speusippus aus Turia hatte mir das angetan. Gleichwohl beunruhigte mich der Anflug des unkontrollierbaren Gefühls, das ein Sklavenherr in seiner Sklavin zu wecken vermochte. Ich schwor mir, die Sklavenshitze niemals in mir wecken zu lassen. Speusippus aus Turia war im Grunde abscheulich, ein widerlicher Mann. Warum hoffte ich dann, ihm gefallen zu haben? Warum wollte ich ihm wieder zu Gefallen sein? Er wollte mir morgen sogar das Haar abschneiden lassen. Vielleicht tat er das aus Rache gegen mich – und sicher auch wegen des Geldes, das er für das Haar bekommen würde. Andererseits wollte er vermeiden, daß ich erkannt wurde. Die Entscheidung lag ohnehin bei ihm. Er kannte mein Geheimnis. Er wußte, wer ich war. Deshalb konnte er mit mir tun, was er wollte. Deshalb mußte ich, eine freie Frau, ihm dienen wie eine Sklavin.

Ich kniete auf einem flachen Felsen am Ufer eines kleinen Flusses und klopfte und wusch eine Tunika aus, die Speusippus gehörte. Links und rechts von mir arbeiteten andere Mädchen. Wir befanden uns an einer Lagerstelle, etwa zwanzig Pasang westlich der Viktel Aria. Am Flußufer stand nicht nur Speusippus' Wagen, sondern auch etliche andere. Zwei Sklavinnen wuschen sich flußabwärts im Wasser. Ich spülte Speusippus' Tunika nach und wandte mich mehreren anderen Kleidungsstücken zu, die neben mir lagen. Wie schon im letzten Lager hatte er mich als Wäscherin bei Männern angepriesen, die keine eigenen Sklavinnen besaßen. Es amüsierte ihn, mich, die Tatrix von Corcyrus, als Wäscherin zu beschäftigen. Interessanterweise stellte er mich für weitergehende Dienste nicht zur Verfügung. Hätte er es getan, hätte ich gehorsam sein müssen.

»Dein Herr ist ein Ungeheuer, Lita!« rief ein Mädchen mir zu, das ihre Wäsche beendet hatte.

»Ach, ich werde es schon schaffen!« rief ich lachend.

Ich war froh, daß wir nicht mehr auf der Viktel Aria nach Süden fuhren. Gestern abend hatte ich Speusippus angefleht, mich nicht nach Ar zu bringen. Er hatte mein Entsetzen genossen. »Sei unbesorgt, ich bringe dich nicht nach Ar«, hatte er gesagt.

Und heute früh waren wir in westlicher Richtung von der Viktel Aria abgebogen.

Fünf Tage war ich nun schon in der Gewalt Speusippus' aus Turia. Interessanterweise hatte er sich mir seit der ersten Nacht in dem Holzzimmer nicht mehr intim genähert, obwohl ich unwillkürlich immer wieder seine Nähe gesucht hatte. »Denk daran, daß du die Tatrix von Corcyrus bist«, sagte er einmal zu mir, als er meinen sehnsüchtigen Blick bemerkte. Ansonsten aber hatte er mich wie eine Sklavin behandelt und knuffte mich, wann immer es ihm gefiel.

»Sei begrüßt, Lita!« sagte ein Mädchen und kniete sich zum Wäschewaschen in meiner Nähe nieder.

»Sei begrüßt, Tina!« erwiderte ich. Tina war eine wohlgerundete kleine Schönheit im Besitz Lactantius', eines Fuhrmanns aus Ar-Station. Die beiden kamen aus Ar und waren ebenfalls nach Westen abgebogen. Tina und ich hatten uns schon vorher zwischen den Wagen bekanntgemacht.

»Dein Herr ist einer der häßlichsten Männer, die ich kenne«, sagte Tina.

»Ach, so übel ist er gar nicht«, sagte ich und zog eine feuchte Tunika aus dem Wasser.

»Dir muß doch eine Gänsehaut kommen, wenn er dich nimmt«, sagte sie. »Es muß schrecklich sein, ihm zu dienen.«

»Ach, so schlimm ist es nicht«, antwortete ich.

»Er ist nicht schlimm?« fragte sie.

»Nein«, sagte ich. Auf jeden Fall hatte er mir gegenüber seine Kraft und Befehlsmacht bewiesen. Ich hielt es nicht für nötig, ihr zu erzählen, daß ich den zunehmenden Wunsch verspürte, ihm zu Gefallen zu sein.

»Interessant«, sagte sie. »Nun ja, bei einem Sklavenherrschaft weiß man eben nie.«

Wir setzten unsere Arbeit fort.

Ich trug eine kurze graue Tunika, die mir Speusippus schon am ersten Tag gegeben hatte. Es war heiß, und ich fuhr mir mit der Hand über den Kopf. Meine Fingerspitzen streiften über die kurzen Haarstoppeln. Speusippus hatte mir mein gesamtes Kopfhaar abgeschoren.

»Bin ich häßlich, Tina?« fragte ich.

»Nein«, antwortete sie.

»Aber mein Haar?«

»Das wird schon nachwachsen.«

»Glaubst du, ein Mann könnte mich begehren, wie ich bin?« fragte ich.

»Du hast doch sicher bemerkt, wie die Fuhrleute hinter dir herschauen!«

»Nein!« rief ich.

»Du hast eine hübsche Kehrseite«, sagte sie.

Errötend wrang ich die letzte Tunika aus, rollte sie ein und legte sie zu den anderen. Später würde ich sie auf den Wagen ausbreiten.

»Was gibt es sonst Neues, Tina?« fragte ich.

»Worüber?«

»Na, über alles.«

»Viel Neues weiß ich nicht«, sagte sie. »Wegen des vielen Regens macht man sich Sorgen um die Sa-Tarna-Ernte. In Ar wird es wegen des Geburtstags des Ubars Marlenus ein großes Fest geben. Lactantius hält das für wichtig.«

»Gibt es auch Neues aus dem Westen?« fragte ich.

»Das Übliche.«

»Und das wäre?«

»Du hast sicher von der Flucht der Tatrix von Corcyrus gehört?«

»Nein!«

»Seltsam«, sagte sie. »Das alles ist schon einige Tage her. Man sucht sie überall.«

»Das wußte ich nicht«, sagte ich. »Wo vermutet man sie denn?«

»Niemand weiß, wo sie steckt.«

»Oh«, sagte ich.

»Man hat eine Belohnung von tausend Goldstücken ausgesetzt.«

»Das ist sehr viel Geld«, sagte ich. Mir war übel. »Tina«, fügte ich hinzu.

»Ja.«

»Lactantius, dein Herr, kommt doch aus Ar-Station. Was macht er auf dieser Straße?«

»Er hat in Ar Fracht geladen«, erwiderte sie, »und bringt sie nach Westen.«

»Wohin?«

»Nach Argentum. Was ist los?«

»Nichts. Was macht er dann auf dieser Straße?«

»Was meinst du?« rief sie. »Er tut hier genau das, was von ihm erwartet wird!«

»Wohin führt diese Straße?« fragte ich.

»Nach Argentum.«

Ich tat, als müßte ich einige Tuniken noch nachwaschen, und blieb am Fluß, bis Tina fertig war und zum Wagen ihres Herrn zurückgekehrt war. Unbemerkt bückte ich mich dann, las vom Flußufer einen kleinen scharfen Stein auf und steckte ihn in den Saum meiner Sklaventunika. Später würde ich ihn im Mund aufbewahren, denn Speusippus würde mir die Tunika nehmen, ehe ich mich wieder in die Truhe legen mußte. Diese Truhe war zwar sehr robust gebaut, doch bestand sie nicht aus Eisen, sondern aus Holz.

Auf der steinernen Straße hastete ich nach Osten, der Viktel Aria entgegen.

Die Steinstraße war feucht. Die Nacht war wolkenverhangen.

Ich hatte zwei Nächte gebraucht, um mir mit dem scharfen Stein unter der Decke in der Truhe einen Weg in die Freiheit zu schaben. Mit tiefen, gleichmäßigen Schabebewegungen hatte ich begonnen und Rillen geschaffen, die ich immer mehr vertiefte, langsam und gründlich. Ich war mit äußerster Vorsicht und sehr leise vorgegangen und immer nur dann, wenn ich genau wußte, daß Speusippus schlief. Am Tage versteckte ich den Stein in der Decke, die auch die sonstigen Spuren meiner Arbeit verdeckte. Oh, wie froh war ich, daß Speusippus sich ziemlich nachlässig zeigte, was meine Unterbringung anging. Gestern früh, vor Beginn der Morgendämmerung, war es mir gelungen, den Boden der Truhe zu lockern. Ich hatte mich auf eine Seite gerollt und meine Finger darunter geschoben. Heute abend, vor wenigen Ahn, hatte ich den Boden ins Innere der Truhe gehoben. Dann hatte ich die ganze Truhe verkantet und mich zwischen den beiden Eisenbändern hindurchgewunden, die das Behältnis umspannten und mit den beiden Schlössern so verbunden waren, da man sie nicht aussägen konnte. Ich hatte die Truhe dann wieder an ihren Platz geschoben, war aus dem Wagen gehuscht und hatte das Lager im Laufschrift verlassen.

Wieder war ich nackt, wie damals im Lager Miles' aus Argentum. Keuchend lief ich nach Osten, so schnell ich konnte. Zwischendurch ging ich langsamer, um wieder zu Atem zu kommen. Gewiß rechnete man nicht damit, daß ich mich an die Straße halten würde. Dabei kam ich auf der Straße am schnellsten voran. Ebenso wenig würde man erwarten, daß ich zur Viktel Aria zurückkehrte. Dort mußte ich nicht nur mit einer dichteren Besiedlung rechnen, dort befand ich mich überdies in gefährlicher Nähe Ars. Aus meiner Sicht,

so würde man folgern, mußte das beinahe genauso schlimm sein, wie den Weg nach Argentum fortzusetzen. Wahrscheinlich rechnete man sich aus, daß ich dem Fluß folgen wollte, durch das Wasser watend, bis ich dann einige Passangs weiter an Land stieg und nach Norden wanderte. Speusippus würde daran denken, daß ich ihn angefleht hatte, nicht nach Ar gebracht zu werden.

Ich eilte durch die Nacht.

Ein weiterer Grund, der für die Straße sprach, war die Hoffnung, daß man auf der harten, nassen Oberfläche meiner Spur nicht so gut folgen konnte. Außerdem gab es im Lager keine Sleen, und es mochte Tage dauern, bis Speusippus solche Tiere mieten konnte. Außerdem besaß er nicht viel, mit dem er Sleen auf meine Fährte setzen konnte. Die Decke in der Truhe war vor mir von anderen Mädchen benutzt worden. Und meine Tunika hatte ich noch am Abend vor der Flucht frisch ausgewaschen meinem Herrn ausgehändigt, ehe ich mich scheinbar hilflos in meinem Nachtgefängnis einschließen ließ.

Die Wolkendecke verdichtete sich noch mehr. Ich spürte Regentropfen.

Vielleicht verzichtete Speusippus überhaupt darauf, Sleen zu mieten. Als vernünftiger Mann mußte er erkennen, daß die Fährte schon bald verblaßt sein mußte. Außerdem sind Sleen sehr teuer.

Es begann zu regnen. Ich hieß die Feuchtigkeit willkommen, in der Hoffnung, sie würde meine Spur fortwaschen.

Und noch einen Grund hatte ich, den Weg zurückzugehen, den wir in den letzten Tagen genommen hatten. Gestern hatte ich einen offenen Transporter gesehen, in dem angekettete Sklavinnen saßen; es war nicht der erste Wagen dieser Art gewesen, der uns begegnete: Fahrzeuge vom gleichen Typ, die anscheinend einer bestimmten Firma gehörten. Ich hatte mich erkundigt. Es handelte sich um Mädchen, die als Arbeitssklavinnen eingesetzt werden sollten, eine sehr niedrige Form der Sklaverei, vielleicht die niedrigste Stufe überhaupt, noch unter der des Kessel-und-Mat-

ten-Mädchens. Arbeitssklavinnen bringen keine hohen Preise und werden oft gruppenweise verkauft. Sie arbeiten im allgemeinen als »Küchen-Mädchen«, »Wäsche-Mädchen«, »Fabrik-Mädchen« und dergleichen. Die Mädchen, die ich gesehen hatte, so wurde berichtet, waren auf Märkten im Norden erstanden worden, wo die Preise oft niedriger waren, und wurden nun wahrscheinlich nach Südosten gebracht, um dort Schwerarbeit zu leisten. Ich hoffte mit diesen Mädchen Kontakt aufzunehmen und mir von ihnen Nahrung und vielleicht einen Rat holen zu können. Meine Schicksalsgenossinnen würden mich bestimmt nicht im Stich lassen.

Gegen Morgen hörte der Regen auf, und ich verließ die Argentinum-Straße, um beim Hellwerden nicht entdeckt zu werden.

19

Ich stand in einer langen Reihe von etwa zwanzig Mädchen. Wir waren alle unbekleidet und standen im Hof einer der Webereien Mintars aus Ar.

Das zweite der dicken Tore schloß sich hinter uns. Ich ließ meine Blicke durch den Hof wandern, der von hohen Mauern umschlossen und von Wachstationen gesichert war.

»Jeder Gedanke an Flucht wäre sinnlos, Tiffany«, sagte ein Mädchen hinter mir, das Emily hieß.

»Hier gibt es nur einen Ausweg«, sagte ein anderes Mädchen weiter hinten, »und zwar muß man nett sein zu den Männern.«

»Das ist aber auch gefährlich«, meinte ein drittes Mädchen, »denn wenn man den Peitschenmeistern zu sehr gefällt, verstecken sie einen irgendwo, um die Annehmlichkeit ganz für sich zu haben.«

»Ihr seid doch alles Dirnen!« sagte eine große häßliche Frau, Luta genannt, die ein Stück weiter hinten stand.

Eine Peitsche knallte, und wir zuckten zusammen. Ich

hatte Angst vor Luta. Sie war groß und kräftig, und ich spürte, daß sie mich nicht mochte.

»Die nächste«, sagte ein Mann an einem Tisch, und wir rückten um eine Position vor.

In meiner Reihe stammten nur zwei Mädchen – Emily und Luta – aus dem Sklavenwagen, den ich auf der Argentum-Straße eingeholt hatte. Mein Vorhaben, Hilfe zu erbitten, war schiefgegangen, denn man hatte mich sofort gefangen und frohgemut in die Kette der Mädchen eingereiht.

»Die nächste«, sagte der Mann am Tisch, und wir rückten auf.

Im Augenblick trug ich keinen Kragen. Der Sklavenwagen, zu dessen Besitz ich geworden war, gehörte Mintar aus Ar, der ein weitverzweigtes Wirtschaftsreich unterhielt. Unsere Fahrt war in einem Gebäudekomplex außerhalb Ars zu Ende gewesen, wo die Mädchen aufgeteilt werden sollten. Ich erlebte dort eine ganz besondere Behandlung: Ich wurde ganz offiziell zur Sklavin gemacht.

»Die nächste«, sagte der Mann am Tisch.

Nun stand ich vor ihm.

»Schenkel«, sagte er.

Ich wandte mich zur Seite, damit er meinen linken Oberschenkel sehen konnte.

»Das einfache Kajirazeichen«, sagte er und nahm auf seinem Papier eine Eintragung vor. »Schau mich an, Mädchen.«

Ich gehorchte.

»Bei Einlieferung kurzgeschoren«, sagte er und notierte etwas. »Wie hat man dich zuletzt genannt?« fragte er.

»Tiffany«, antwortete ich.

»Dann heißt du jetzt auch ›Tiffany‹«, sagte er.

»Ja, Herr.« Er schrieb etwas auf, vermutlich den Namen, der jetzt mein Sklavename war. Den Namen »Tiffany Collins« hatte ich vor wenigen Ahn verloren, als ich das Brandzeichen erhielt, als ich Sklavin wurde. Dieser Name war Vergangenheit, als sich das fauchende, qualmende Eisen von meinem Fleisch löste. Eine freie Person war im Brand-

gestell angeschnallt worden, eine Sklavin wurde daraus befreit.

»Hast du schon einmal in einer Weberei gearbeitet, Tiffany?« fragte er.

»Nein, Herr.«

»Komm hier zu mir herum an die Seite des Tisches und knie nieder«, sagte er. Ich gehorchte. Mit einem Fettstift brachte er vier Zeichen über meiner linken Brust an. »Das ist deine Weberei-Nummer, Tiffany«, sagte er. »Viertausendunddreiundsiebzig.«

»Ja, Herr.«

»Nun gehst du dort hinüber«, befahl er und deutete auf einen mehrere Meter entfernten Tisch an der Mauer.

»Jawohl, Herr«, sagte ich und ging in die angegebene Richtung. Kurze Zeit später stand ich vor dem angegebenen Mann, der auf einem Tisch hinter sich zahlreiche Sklavenkragen verwaltete. Neben ihm stand ein Helfer.

Der Mann las die Ziffern auf meiner linken Brust.

»Vier-null-sieben-drei«, sagte er und nahm aus der Hand seines Helfers einen Sklavenkragen entgegen.

»Name?« fragte er.

»Tiffany, wenn es dem Herrn recht ist.«

»Kannst du lesen?«

»Nein, Herr.«

Daraufhin zeigte er mir den Kragen und die Gravur, die darauf angebracht war. »Dies ist ein Firmenkragen«, erklärte er. »Darauf steht: ›Ich gehöre Mintar aus Ar. Ich arbeite in Weberei 7. Meine Nummer ist viertausendunddreiundsiebzig.«

»Ja, Herr.« Die Kragen unterschieden sich also nur in der Nummer.

»Heb das Kinn, Tiffany.«

Ich gehorchte, und der Kragen wurde mir um den Hals gelegt. Klickend rastete das Schloß ein.

»Willkommen in Weberei 7, Tiffany«, sagte der Mann.

»Danke, Herr.«

Der Mann reichte mir aus einem Korb zwei zusammenge-

faltete Tuniken, die ich an mich preßte. Später sollte ich erfahren, daß es sich um ziemlich gewöhnliche Sklavengewänder handelte mit dem eingestickten Zeichen »Mu« als erstem Buchstaben des Namens Mintar. »Geh dort hinüber«, sagte der Mann sodann. »Stell dich zu der Reihe an der gelben Flagge. Du wirst zur Kette Borkons gehören. Er wird dein Peitschenmeister sein.«

»Ja, Herr«, sagte ich. Wer immer Borkon auch war – er war der Mann, mit dem ich mich künftig gut stellen mußte.

Hastig wandte ich mich ab und eilte zu der Mädchenreihe an der gelben Flagge. Kurze Zeit später kamen Emily und Luta nach. Die anderen Mädchen wurden zu anderen Gruppen geschickt.

Einige Ehn später näherte sich ein kleiner, muskulöser Mann in einer Halbtunika. Er hatte eines der Webereigebäude verlassen und kam über den Hof auf uns zu. Er besaß ungewöhnlich dicke Arme. An seinem Gürtel hing eine Peitsche.

Als er bei uns stehenblieb, knieten wir nieder, wie es sich für Sklavinnen in der Gegenwart eines freien Mannes gehörte.

»Steht auf«, sagte er und ging langsam um uns herum.

»Da hätten wir ja den üblichen Haufen Urts und Tarsks. Na, immerhin sind zwei interessante Mädchen dabei. Wie heißt du?«

»Tiffany, Herr«, sagte ich angstvoll.

»Wir werden gut miteinander auskommen, nicht wahr, Tiffany?«

»Ja, Herr«, sagte ich erschauernd.

»Und wie heißt du?«

»Emily«, sagte das Mädchen hinter mir.

»Auch wir werden uns gut verstehen, nicht wahr, Emily?« fragte er.

»Ja, Herr.«

Dann trat er einen Schritt zurück. »Ihr seid Sklavinnen!« rief er. »Ich bin Borkon, euer Peitschenmeister. Innerhalb dieser Mauern seid ihr praktisch meine persönlichen Skla-

vinnen, in jeder Beziehung. Verstanden? Ich dulde keinen Widerstand, keine Störrigkeit. Dafür wird auch meine Peitsche sorgen. Nun sagt: Wen liebt ihr?»

»Borkon!« sagten wir.

»Lauter!«

»Borkon!« brüllten wir.

Gleich darauf folgten wir Borkon über den Hof auf eines der Gebäude zu. Ich wußte, ich würde mir bei ihm Mühe geben müssen. Er war mein Peitschenmeister.

20

Ich sah, wie er im Lagerraum den Sklavensack ausschüttelte. Nicht zum erstenmal war ich vom Webstuhl losgekettet und hierher geschickt worden.

»Steig hinein«, befahl Borkon.

Ehe er den Sack aus dem Regal nahm, hatte er mich auf den Boden des kleinen Lagerraums befohlen und mich dort als hilflose Sklavin genommen. »Warum läßt du mich immer so häßlich herumlaufen?« hatte ich gewimmert. Noch am Morgen hatte er mir erneut das Haar kurzgeschoren. Die anderen Mädchen durften ihr Haar auswachsen lassen, während er bei mir auf eine kurze Frisur achtete. Ich war inzwischen fünf Monate in der Weberei. »Halt den Mund, Dirne!« hatte er geantwortet.

Ich kroch in den Sack, der über meinen Kopf gezogen und zugeschnürt wurde. Dann spürte ich, wie er mich über den Boden zerrte und in dem Sack an die Wand lehnte.

Normalerweise ist es für eine Sklavin eine Strafe, in den Sack gesteckt zu werden. Ich nahm allerdings nicht an, daß ich bestraft wurde. Jedenfalls wollte mir nichts einfallen, was sein Mißfallen hätte erregen können. Wie immer hatte ich mich bemüht, ihm zu gefallen. Vielleicht war er wütend über den roten Striemen in meinem Gesicht, aber daran trug ich keine Schuld. Luta, das große häßliche Mädchen, hatte mich gestern abend geschlagen. Wenn er jemanden bestra-

fen sollte, dann kam nur die in Frage. Sie war sehr eifersüchtig auf Emily und mich, die eindeutig Borkons Lieblinge waren. Als ich gestern Nacht von Borkons Lager zurückkehrte, hatte sie mir aufgelauert. Was konnte ich dafür, wenn Borkon sie nicht haben wollte? Jedenfalls hatte er die freie Wahl.

Es war heiß und stickig in dem Sklavensack, doch mußte ich hier wenigstens nicht arbeiten. Die Fron am Webstuhl ist ermüdend, das ahnlanges Stehen forderte seinen Tribut. Sehr viel war zu beachten: das Heben und Senken der Kettenfäden, zwischen die die Quersfäden gezogen wurden, das Hin und Her des Schiffchens, schließlich die Bewegung der Lade, die die Quersfäden festdrückte. Dann mußte das entstehende Tuch sauber ablaufen und abgenommen werden. Kümmern mußte man sich um Rollen, Gewichte und Streckker.

Plötzlich spürte ich, wie Hände den Sklavensack öffneten.

»Du bist Tiffany, nicht wahr?« fragte eine Stimme.
»Komm dort heraus.«

»Ja, Herr«, antwortete ich. Vor mir stand einer der hohen Weberei-Verwalter. Er überwachte zehn Arbeitsgruppen.

»Warum bist du nicht an deinem Webstuhl?« fragte er.

»Ich weiß es nicht, Herr.«

»Was hast du dort drinnen gemacht?«

»Ich weiß es nicht, Herr. Vielleicht wurde ich bestraft.«

»Wofür?«

»Ich weiß es nicht, Herr.«

»Komm mit«, sagte er. »Aemilianus, der Neffe Mintars, ist in der Weberei.«

»Was tut er hier?« fragte ich.

»Angeblich ist es eine ganz normale unangemeldete Inspektion«, sagte er, »doch ich vermute, daß mehr dahintersteckt.«

Dann eilte ich beinahe im Laufschrift hinter ihm her, zurück zu meinem Webstuhl.

»Borkon sollte man verprügeln!« sagte der hohe Aufseher. »Ah«, sagte der vornehme junge Mann. Er trug eine

Seidentunika mit einem kurzen Seidenüberwurf, der an der Schulter von einer goldenen Schnalle zusammengehalten wurde. »Hier ist das Mädchen von Webstuhl 40. Nein, erspar es dir, sie anzuketten. Also, Kind, stell dich hierher und zieh deine Tunika aus.«

Hastig gehorchte ich.

Borkon, der sich über die Vorgänge ganz und gar nicht zu freuen schien, stand im Hintergrund.

»Dreh dich um, Kind«, sagte der junge Mann.

Ich kam der Aufforderung nach. Im Drehen sah ich Emily am Nachbarwebstuhl stehen; man hatte ihr die Fußfessel abgemacht. Sie hielt die Tunika in ihrer rechten Hand.

»Borkon, du raffinierter Bursche«, sagte der junge Mann tadelnd. »Du hast sie uns vorenthalten!«

Der Mann, der mich aus dem Sklavensack geholt hatte, Borkons unmittelbarer Vorgesetzter, warf ihm einen finsternen Blick zu.

»Du bist Tiffany, nicht wahr?« fragte der junge Mann.

»Ja, Herr«, antwortete ich.

»Du darfst niederknien«, sagte er, und ich gehorchte eilig. »Du bist wirklich hübsch, meine Liebe«, fuhr er fort und wandte sich an Emily: »Du natürlich auch.«

»Danke, Herr«, sagte das Mädchen.

»Es ist kaum vorstellbar, Borkon«, fuhr der junge Mann fort. »Hätte ich es nicht gerüchteweise vernommen, irgendeine Bemerkung, die im Büro fiel, hätte ich niemals erfahren, daß zwei solche Schönheiten an unseren Webstühlen arbeiten.«

Borkon schwieg.

»Dies sind die beiden Schönheiten aus der Weberei«, sagte der junge Mann zu einem großen, muskulösen Mann, der in seiner Nähe stand.

»Hübsch sind sie unbedingt«, sagte er. »Aber meiner Meinung nach haben wir viele wohlgefällige Frauen an den Webstühlen.« Der Stämmige war der Werkmeister. In den letzten fünf Monaten hatte ich ihn erst zweimal gesehen.

»Dies sind die besten der jüngsten Lieferungen«, sagte der junge Mann.

»Mag sein«, sagte der Werkmeister.

»Laß sie in mein Haus schicken«, befahl der junge Mann und wandte sich ab.

Emily und ich sahen uns angstvoll an.

Borkon schien wütend zu sein. Nur Luta strahlte, die ihre Chance bei ihm gekommen sah.

Ein Metallband schloß sich klickend um meine linke Hand. Das andere Ende wurde an Emilys rechtem Handgelenk befestigt.

Erschrocken sahen wir uns an.

»Kommt, Mädchen«, sagte der Mann, der mich aus dem Sklavensack geholt hatte.

»Ja, Herr«, sagten wir und folgten ihm durch den langen Gang zwischen den Webstühlen, unsere Sklaventuniken an uns pressend.

21

Ich versuchte den Kopf des Mannes mit den Händen zu umfassen und ihn zu küssen. Er, auf das Gespräch konzentriert, schob mich zur Seite. Ich ließ mich in eine kniende Stellung zurückfallen und unterdrückte ein Wimmern. Ich wollte ihn berühren. Ich war eine Sklavin. Doch er wollte mich nicht an sich heranlassen.

Von der anderen Seite des Raumes gab mir Teela, das erste Mädchen, ein Zeichen. Ich verneigte mich, stand auf und eilte zu ihr.

»Wein für den Herrn«, sagte sie.

Ich lief zum Bereitstellungstisch und nahm ein Gefäß mit Wein. Dann ging ich hinter dem Bankettisch herum, an dem die Männer sich angeregt unterhielten. An einem Ende des Raums spielten Musiker. Ich kniete hinter dem jungen Aemilianus nieder. »Wein, Herr«, flüsterte ich. »Ja«, erwiderte er und hielt mir seinen Kelch hin. »Vielen Dank, Tiffany«, sagte er. »Ja, Herr«, erwiderte ich und zog mich zurück.

Aemilianus' Höflichkeit, die wohl ein Ergebnis seiner vornehmen Erziehung war, beeinträchtigte in keiner Weise die Absolutheit der Herrschaft, die er über seine Mädchen ausübte. Niemand braucht einer Sklavin zu danken, kann es aber natürlich tun, wenn ihm der Sinn danach steht. Für das Mädchen, das sich in ihrem Sklavenkragen weiß und seine Stellung kennt, kann solche Höflichkeit zuweilen erschreckender sein als eine grobe oder grausame Behandlung durch ihren Herrn.

Auf ein Zeichen Teelas brachte ich den Wein auf den Tisch zurück und kniete neben Emily nieder.

Eine Stunde zuvor hatten wir in der Küche gewartet. »Steht gerade, Mädchen«, hatte Teela gesagt und uns von Kopf bis Fuß gemustert. »Ihr braucht euch nicht mehr über eure Webstühle zu beugen.«

Emily und ich trugen scharlachrote Vergnügungsseide – durchscheinende Stoffbahnen, die wenig Zweifel daran aufkommen ließen, wie es um unsere Figur bestellt stand. Wir trugen den Sklavenkragen des Aemilianus, der uns für jeweils zwölf Kupfer-Tarsk der Weberei 7 abgekauft hatte. An unserem linken Fußgelenk war ein Ring mit Sklavenglocken befestigt. Bei jeder Bewegung gaben diese Glocken betörende, verführerische Laute von sich. Am linken Oberarm trugen wir einen Armreifen, der eine barbarisch gewundene Schlange nachbildete.

»Auch wenn ihr als Haus-Mädchen gekauft worden seid«, sagte Teela, »an denen wir wirklich Bedarf haben, müßt ihr zuweilen auch beim Abendessen bedienen. Ich nehme sogar an, daß der Herr mit euch mehr im Sinn hat als nur Arbeiten im Haus.«

Emily und ich sahen uns an.

»Die Musiker spielen bereits«, fuhr Teela fort, »und die anderen Mädchen sind schon im Saal. Gleich schicke ich euch auch hinaus.«

»Ja, Herrin«, sagten wir.

»Denkt daran, ihr seid nichts weiter als Sklavinnen. Ihr existiert allein für den Dienst an den Männern. Dort drau-

ßen muß euch die Dienstfertigkeit auf dem Gesicht stehen. Jeder Blick, jede Bewegung muß das Versprechen unvorstellbarer Freuden enthalten, und sollte auch nur ein Gast mit den Fingern schnipsen, müßt ihr dieses Versprechen tausendfach und mehr erfüllen.«

»Ja, Herrin!« sagten wir.

»Freie Frauen werden nicht anwesend sein«, verkündete sie. »Das macht uns die Sache leichter.«

»Sind wir nicht zu knapp bekleidet, Herrin?« fragte Emily.

»Nicht als Vergnügungssklavinnen.«

»Ja, Herrin«, antwortete das Mädchen. Wir redeten Teela als »Herrin« an, denn sie war das Erste Mädchen im Haus des Aemilianus.

»Es bekümmert dich, vor deinem Herrn so entblößt zu erscheinen?« fragte Teela.

»Ja, Herrin«, antwortete Emily.

»Weil er dir gefällt?«

»Ja.«

»Ich glaube, er mag dich auch.«

»Wirklich, Herrin?« fragte Emily eifrig.

»Ja, aber denk daran, daß du für ihn nur eine Sklavin bist. Denkt beide daran, eure einzige Sorge muß es sein, eurem Herrn zu gefallen. Tiffany?«

»Ja, Herrin?«

»Gefällt es dir hier im Haus?«

»Ja, Herrin!« Obwohl ich erst zwei Tage hier war, genoß ich den Gegensatz zur Weberei. Das Haus war sauber und geräumig und still und verfügte über prächtige Gärten, die von einer hohen weißen Mauer mit einem großen verschnörkelten Tor umschlossen waren. Hier konnte ich ruhen und gut essen und bekam nur leichte Arbeiten übertragen: Ich mußte staubwischen und putzen, Betten machen, aufräumen und dergleichen. Manchmal half ich auch in der Küche aus. Ich hatte sogar Zugang zu einem Badezimmer.

»Denkt beide daran, daß ihr nur zur Probe bei uns seid«, fuhr Teela fort. »Ihr sollt hier keine Stoffe weben. Und ihr

sollt nicht nur staubwischen und Betten machen. Ihr müßt euch entscheiden, ob ihr bereit seid, dem Vergnügen der Männer zu dienen oder in die Weberei zurückzukehren.«

Emily und ich sahen uns an, und die Entscheidung stand fest.

Kurze Zeit später wurden wir zu den Gästen hinausgeschickt.

Inzwischen war ich doch etwas bekümmert. Die Männer hatten ein umfangreiches Abendessen zu sich genommen. In Anbetracht unserer aufreizenden Aufmachung hatte ich angenommen, daß wir aufregende und intimere Dienste würden leisten müssen, als uns bisher abverlangt wurden. Andererseits schien es sich um ein ganz normales Abendessen gehandelt zu haben.

Ich schaute zu Emily hinüber, die den Blick nicht von Aemilianus abwenden konnte.

Ich beobachtete die Männer, die sich angeregt unterhielten und ihre Verdauungsschnäpse leerten. Auch die anderen Mädchen, die die Gäste bedienten, behielt ich im Auge. Sie waren wunderschön in ihrer Anmut und Ergebenheit. Wie vollkommen und natürlich erschien es mir doch, daß sie hier dienten! Ich berührte meinen Eisenkragen.

Teela kam herbei und kniete neben uns nieder.

»Darf ich sprechen?« flüsterte ich.

»Ja.«

»Ich habe versucht, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken«, sagte ich. »Ich habe die Männer gut bedient. Aber niemand hat sich um mich gekümmert.«

»Bisher ist das bei keinem der Mädchen anders gewesen«, sagte sie. »Die Männer reden über Politik und Geschäfte.«

»Darf ich fragen, worum es bei diesen Gesprächen geht?«

»Na, um die üblichen Gerüchte über einen Waffenstillstand zwischen uns und Cos«, antwortete sie. »In geschäftlicher Hinsicht erkundigt sich unser Herr bei seinen Kollegen, ob es sinnvoll ist, in eine Firma zu investieren, die Bankettsklaven vermietet.«

»Was sind denn das für Sklaven?«

»Mädchen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen, die für Bankette gruppenweise an private Interessenten vermietet werden«, antwortete sie.

»Und solche Organisationen gibt es schon, nicht wahr?«

»Aemilianus prüft, ob er sich in dieser Richtung engagieren und vielleicht eine eigene Firma gründen soll.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Aber trainierte Mädchen sind sehr teuer, nicht wahr?«

Sie nickte.

»Mädchen aus der Weberei dagegen sind billig und lassen sich trainieren.«

»Genau«, sagte Teela.

Ich erbebe.

»Emily! Tiffany!« rief Aemilianus in diesem Augenblick.

Hastig sprangen wir auf und knieten vor ihm nieder.

»Dies sind Mädchen aus der Weberei?« fragte ein Mann.

»Ja«, antwortete Aemilianus, »aber wie du siehst, tragen sie die Firmen-Uniform nicht mehr.«

»Ein Fetzen Seide macht doch einen großen Unterschied«, meinte jemand.

»Sie haben mich nur jeweils zwölf Kupfer-Tarsks gekostet«, sagte Aemilianus.

»Aber das ist nicht fair, Aemilianus!« rief ein Mann. »Du hast sie in der Weberei deines Onkels erstanden. Hättest du sie auf dem freien Markt kaufen müssen, wären sie dich bestimmt teurer gekommen!«

»Zweifelloso hast du recht«, sagte Aemilianus.

»Ich sehe schon, ich muß mich öfter in den Webereien unseres Onkels umsehen«, sagte ein anderer junger Mann, der offensichtlich ein Cousin Aemilianus' war.

»Gar so selten tust du das nicht«, erwiderte Aemilianus. »Außerdem besitzt unser Onkel mehrere Webereien.«

»Man brauchte sich nicht nur auf die Webereien zu verlassen«, sagte ein Mann. »Du könntest auf dem Sklavenmarkt dazukaufen. Womöglich auch trainierte Sklavinnen.«

»Das käme viel teurer.«

»Ich will euch noch einen Vorteil der Webereien zeigen«, warf Aemilianus ein. »Emily, möchtest du in die Weberei zurückkehren?«

»Nein, Herr!« rief sie.

»Und du, Tiffany?«

»Nein, Herr!« rief ich.

»Wie ihr seht, sind die Mädchen aus der Weberei sehr motiviert. Dementsprechend kann man erwarten, daß sie schnell und gut lernen.«

»Hast du deine Vorstellungen schon mit Mintar besprochen?« fragte jemand.

»Ja«, antwortete Aemilianus, »und er läßt mir freie Hand.«

»Würde dieses Unternehmen irgendwie mit Mintar in Verbindung stehen?«

»Nein«, antwortete Aemilianus. »Die Firma würde voll und ganz zu den Unternehmungen des Aemilianus gehören.«

»Ich verstehe.«

»Natürlich würde mein Onkel die Gründungskredite zu geringen Zinssätzen verlängern.«

»Verstehe!« sagte ein Mann.

»Ich weiß nicht recht, ob das praktisch ist«, meinte jemand.

»Es wird schwer sein, in dieser Branche Fuß zu fassen«, sagte ein anderer Mann.

»Es kommt darauf an, Qualität zu guten Preisen zu liefern.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Emily, würdest du bitte um den Tisch herumkommen und hier neben mir niederknien?« fragte Aemilianus.

Emily gehorchte sofort, und ich sah mich plötzlich allein vor dem Tisch, was mich doch etwas bestürzte.

»Würdest du bitte aufstehen und deine Tunika ablegen, Tiffany?« fragte Aemilianus.

Ich kam der Aufforderung hastig nach.

»Das soll ein Weberei-Mädchen sein?« fragte ein Mann skeptisch.

»Ja«, sagte Aemilianus.

»Das sind wahrlich hübsche Sklavenkurven, und ich kenne mich aus!« sagte ein Mann.

»Stimmt!« kam die Bestätigung.

»Du bist sehr hübsch, Tiffany«, sagte Aemilianus.

»Danke, Herr.«

»Wie lange bist du schon Sklavin?«

»Etwa fünf Monate, Herr.«

»Und bist du ausgebildet?« fragte er.

»Nur soweit ich von Männern lernen konnte, die mich genommen haben«, antwortete ich. »Und natürlich kann ich einen Webstuhl bedienen.«

Die Männer lachten.

»Dann können wir also sagen, nicht wahr, daß du praktisch keine Ausbildung erfahren hast«, sagte Aemilianus.

»Ja, Herr.«

»Tanze für uns, Tiffany!« forderte Aemilianus. »Ich gebe den Musikern ein Zeichen, und wenn sie zu spielen beginnen, tanzt du verführerisch für uns.«

»Ja, Herr«, flüsterte ich.

Ich hatte einen solchen Verführungstanz bisher erst einmal gesehen, als ich verkleidet durch das Haus des Sklavenhändlers Kliomenes geführt wurde. Nie hatte ich mir träumen lassen, daß man eines Tages von mir verlangen würde, ähnlich aufzutreten!

Dann begann die Musik und ich gab mich ihr hin. In einem früheren Leben war ich Tiffany Collins gewesen – jetzt war ich eine goreanische Sklavin, die sich zu Füßen von Männern wand.

Ich weiß nicht, wie lange die Musik dauerte, vielleicht nur vier oder fünf Ehn. In einem lauten Crescendo ging sie abrupt zu Ende. Keuchend und schwitzend lag ich vor den Männern auf den Fliesen. Angstvoll hob ich den Blick, in der Hoffnung, den Zuschauern gefallen zu haben.

»Sehr gut, Tiffany«, sagte Aemilianus.

»Hervorragend!« rief ein Mann. Andere fielen in diesen Ruf ein.

»Was willst du für sie haben?« fragte ein Mann.

»Ich gebe dir einen Silber-Tarsk«, bot ein anderer. Ich schaute ihn entsetzt an und fragte mich, ob mein Herr mich verkaufen würde. Ein Silber-Tarsk! Ich wünschte, Drusus Rencius wäre jetzt hier. Er hatte einmal gesagt, daß ich höchstens fünfzehn oder zwanzig Kupfer-Tarsks bringen würde! Dabei war ich noch nicht einmal ausgebildet!

»Du hast sehr gut getanzt, Tiffany«, sagte Aemilianus.

»Danke, Herr.«

»Meine Herren, Sie haben es selbst gesehen«, fuhr Aemilianus fort. »Dabei ist sie nur ein unausgebildetes Weberi-Mädchen.«

»Ja«, sagte ein Mann. »Ja, Aemilianus«, fielen andere ein.

»Tiffany«, wandte sich mein Herr an mich. »Du wirst auf die Schule gehen.«

»Danke, Herr.«

»Gefällt dir das?«

»Ja, Herr«, erwiderte ich. »Ich konnte bisher nicht lesen.«

Die Anwesenden lachten.

»So eine Schule ist das nicht«, sagte mein Herr.

»Oh«, sagte ich.

»Meine Herren«, wandte sich Aemilianus an seine Gäste. »Ich danke euch für euer Kommen und für eure Aufmerksamkeit. Eure Bemerkungen, Vorschläge und Ratschläge waren mir sehr willkommen. Möchte jemand über Nacht bleiben, kann er sich gern in die Gästezimmer zurückziehen, die wir im Haus haben. Auch in der Wahl der Mädchen sei euch keine Beschränkung auferlegt – mit Ausnahme unserer kleinen Tiffany.«

Ich kniete errötend vor dem Tisch.

»Unsere kleine Tänzerin soll heute abend unbelästigt bleiben«, fuhr Aemilianus fort. »Sie muß sich ausruhen. Sie soll morgen frisch und munter ihre Ausbildung beginnen.«

»O nein!« flehte ich. »Bitte nicht zu ihm, Herr!«

»Dies sieht dir gar nicht ähnlich«, sagte der Bankettleiter. »Du gehörst zu unseren besten Mädchen. Was ist los mit dir?«

»Er macht mir Angst, Herr!« schluchzte ich und kniete abrupt vor dem Bankettmeister nieder. Meine Sklavenglocken klirrten. Beschwörend blickte ich zu ihm auf. »Bitte nicht, Herr!« flehte ich.

»Er hat Interesse an dir bekundet«, sagte der Bankettmeister.

»Bitte nicht, Herr!«

»Geh zu ihm, Sklavin!«

»Ja, Herr.« Ich erhob mich und versuchte mich zusammenzunehmen. Der Bankettmeister hatte sich bereits abgewandt.

Seit dem erfolgreichen Abschluß unserer Ausbildung waren zwei Monate vergangen. Alles in allem waren es schöne Monate gewesen. Zu Anfang hatten wir nur alle drei oder vier Tage bei Banketten oder sonstigen Festen dienen müssen, doch in dem Maße, wie sich unser Ruf herumsprach, steigerte sich die Zahl unserer Einsätze. Die Sklavenaufseher des Aemilianus mußten nun schon freie Tage in unserem Kalender vormerken, damit wir uns ausruhen konnten. Im Augenblick mußte man sich schon einige Tage im voraus um unsere Dienste bemühen. Anscheinend hatte ein Bedarf an Bankettsklaven bestanden, die zu guten Preisen angeboten wurden. Mit dem Geschäftssinn, der in seiner Familie verbreitet zu sein schien, hatte Aemilianus diese Marktlücke erspürt. Dank Aemilianus fand die Angewohnheit, vornehme Feste zu feiern, weitere Verbreitung als zuvor. Kein Gastgeber brauchte mehr einen ganzen Haushalt voller Sklaven oder den Reichtum eines Mintar zu besitzen, um Musiker, Dienstsklavinnen und Unterhalter bieten zu können, ganz zu schweigen von den Speisen und Getränken. Gewiß, billig waren wir nicht. Wie die meisten anderen

Mädchen freute es mich alles in allem sehr, Aemilianus zu gehören und diese Form der Sklaverei erleben zu können. Die Arbeit fiel uns leicht, und der Zuspruch der Männer machte uns ausgeglichen. Nach der ersten Woche in der Agentur, in der wir untergebracht waren, wenn wir nicht dienten, hatten wir sogar gewisse Freiheiten zugeteilt bekommen. Unter Tage durften wir oft frei in der Stadt herumwandern. Wir brauchten uns nur die Erlaubnis des Türwächters der Agentur zu besorgen und am frühen Abend zurück zu sein, um uns beim Bankettmeister melden zu können. Ansonsten konnten wir uns frei in der Stadt bewegen. Natürlich durften wir die Stadttore nur in Begleitung einer freien Person durchschreiten. Bei diesen Ausflügen trugen wir im allgemeinen weitgeschnittene weiße Tuniken.

Ich schaute auf den Mann am Tisch, der angeblich Interesse an mir bekundet hatte.

Er war der Ehrengast dieser Veranstaltung, ein Essen, das von Eito gegeben wurde, einem Orientalen, Mitglied der Kaufmannskaste, Bürger von Ar, Salzhändler, der Verbindungen zu Städten in der Nähe der Tahari hatte. Einige seiner Salzlieferungen kamen angeblich aus Klima, das irgendwo tief in der Tahari lag. Der Ehrengast kam aus der Flußhafenstadt Kasra, das am Unteren Fayeen liegt: westlich von Tor am Nordwestrand der Tahari, der großen Wüste, dem Ödland. Welcher Rasse der Gast angehörte, vermochte ich nicht genau zu bestimmen. Vielleicht war er Orientale, wie Eito, vielleicht mischte sich in ihm aber auch orientalisches und Tahari-Blut. Jedenfalls unterschied er sich äußerlich und in seinem Auftreten sehr von Eito. Eito war zukommend, zivilisiert, großzügig, liebenswürdig. Der Gast zeigte sich häßlich, riesig und skrupellos. Die mächtige Brust war entblößt. Er trug dicke, mit Eisenknöpfen besetzte Lederarmbänder. Den Kopf hatte er sich bis auf einen Nackenwirbel zusammengebundenen schwarzen Haars kahlrasieren lassen. Er gehörte nicht der Kaufmannskaste an, sondern verdiente sich seinen Unterhalt mit anderen Dingen.

Er war angeblich eine Art Berühmtheit, was sein Hiersein erklärte. Außerdem kam er aus Kasra. Ein Großteil des Salzhandels wird durch Kasra abgewickelt. Er mochte zwar orientalischer Herkunft sein, sein Name klang aber nicht danach. Er war in ganz Gor bekannt. Ich hatte von ihm gehört, und Sklaven sprachen voller Angst von ihm. Er hieß Hassan, Hassan der Sklavenjäger.

Mit einem Zipfel meiner Sklavenseide wischte ich mir die Tränen aus den Augen. Dann richtete ich mich auf und eilte zu dem Gast, der rechts vom Gastgeber Eito saß. Ich kniete vor dem Gast nieder und verneigte mich.

»Zieh dich aus«, sagte er, »und komm zu mir um den Tisch. Erfreue mich.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

Gleich darauf kniete ich neben ihm, der im Schneidersitz hinter dem Tisch saß, und begann ihn zu küssen und zu liebkosen. Er beachtete mich kaum. Vielmehr trank er weiter aus seinem Kelch, der von Zeit zu Zeit von Crystal, einer anderen Bankettsklavin nachgefüllt wurde, und aß und unterhielt sich angeregt mit Eito. Für ihn war ich nichts anderes als eine Sklavin, die sich an ihn schmiegte. Er hatte einen breiten Rücken und kräftige Muskeln an Schultern und Armen. Sein Körper war praktisch unbehaart.

»Es heißt, du hast die besten Jagd-Sleen auf Gor«, sagte Eito.

»Sie verstehen sich auf die Jagd«, erwiderte Hassan. »Sie sind entsprechend gezüchtet worden.«

»Die Fährte des Sklaven Asdan war angeblich zwei Monate alt«, sagte Eito.

»Und die des Sklaven Hippias sogar drei Monate«, erwiderte Hassan.

»Erstaunlich!«

Ich drückte mich an Hassans Schulter und küßte ihm liebevoll den Nacken.

»Darf ich fragen, was dich nach Ar führt?« fragte Eito.

»Ich jage«, sagte Hassan. »Ich, meine Männer und die Tiere.«

»Und welcher unglückselige Sklave ist diesmal dein Opfer?«

»Kein Sklave«, antwortete Hassan und biß in einen gerösteten Vulo-Schenkel.

»Ich dachte, du jagst nur Sklaven«, wandte Eito ein.

»Kassim, der rebellische Thronräuber in Tor, den meine Tiere in Stücke rissen, war kein Sklave«, gab Hassan zu bedenken.

Ich erschauerte und setzte behutsam meine Tätigkeit fort. Ich wollte mich ihm nicht zu sehr aufdrängen. Ich mußte zwar seine Anordnung erfüllen, doch durfte ich mich nicht zu sehr in das Gespräch einmischen. Ich mußte im Hintergrund bleiben, bis ich gerufen wurde. Meine Liebkosungen blieben auf mich selbst nicht ohne Wirkung. Wie stark er doch war!

»Wer ist denn dein Opfer?« fragte Eito. »Wer ist er?«

»Er ist kein Mann«, antwortete Hassan und warf den Vuloknochen auf seinen Tisch, »sondern eine Frau.«

Erschrocken lehnte ich mich zurück.

»Eine, die man gut kennt?« fragte Eito.

»Ja.«

»Dürfte ich mich nach dem Namen erkundigen?«

»Es ist kein Geheimnis«, sagte Hassan. »Ich jage Sheila, die ehemalige Tatrix von Corcyrus.«

Ich wich noch mehr zurück. Unwillkürlich begann ich zu zittern.

»Aber warum bist du in Ar?« fragte Eito. »Gewiß findest du sie nicht in Ar. Ar wäre sicher einer der letzten Orte auf dieser Welt, an dem man sie suchen sollte.«

»Das meint sie gewiß auch«, sagte Hassan. »Deshalb bin ich sicher, daß sie sich hier befindet.«

»Soweit ich weiß, ist auf ihre Ergreifung eine hohe Belohnung ausgesetzt«, sagte Eito.

»Ja«, sagte Hassan. »Sie beläuft sich inzwischen auf fünfzehnhundert Goldstücke. Mehr noch interessiert mich allerdings diese stolze, hochmütige Frau. Ich gedenke sie meinem Willen zu unterwerfen.«

»Ich verstehe«, sagte Eito.

Nun wandte sich Hassan mir zu und sah mich an. »Entschuldige mich«, sagte er zu Eito.

»Natürlich«, sagte Eito und begann ein Gespräch mit dem Mann zu seiner Linken.

»Was ist denn?« fragte Hassan und beugte sich dabei über mich.

»Verzeih mir, Herr«, sagte ich. »Ich habe Angst vor dir. Außerdem tut es mir leid um die arme Sheila, Tatrix von Corcyrus.«

»Deine Erregung ist mir nicht unbemerkt geblieben«, sagte Hassan.

»Ich kenne deinen Ruf als Jäger«, flüsterte ich. »Ich fürchte, sie hat kaum mehr Chancen als eine Sklavin.«

»Sie ist eine stolze freie Frau«, sagte Hassan, »aber ich werde sie jagen wie eine Sklavin.«

Ich stöhnte.

»Wieso kümmert sie dich?« fragte er.

»In letzter Konsequenz sind wir beides Frauen, die dem Manne dienen müssen.«

»Du bist eine hübsche Sklavin«, sagte er.

»Danke, Herr.«

»Wirklich interessant. Vorhin schienst du ein heißes kleines Luder zu sein. Jetzt aber kommst du mir zurückweisend und verkrampft vor.«

»Verzeih mir, Herr«, sagte ich leise. »Herr, hast du die Tatrix von Corcyrus jemals gesehen?« fragte ich.

»Nein«, sagte er.

»Ooohh!« sagte ich.

»Natürlich habe ich genaue Beschreibungen. Zum Beispiel dürfte es dich interessieren, daß du ihr ganz allgemein zu ähneln scheinst.« Er beugte sich zurück. »Genau genommen dürftest du ihr sehr ähnlich sehen.«

»Herr?«

»Die gleiche Augen- und Haarfarbe und der gleiche Teint. Außerdem scheinst du ihr auch figürlich zu entsprechen, in Größe und Gewicht.«

»Offenbar besitzt du eine ziemlich genaue Beschreibung von ihr.«

»Ja, und du scheinst dieser Beschreibung gut zu entsprechen.«

»Vielleicht bin ich Sheila«, sagte ich.

»Vielleicht.« Wieder beugte er sich über mich. Ich drehte meinen Kopf zur Seite. Ich spürte seine Hände an meinem Körper.

»Woher willst du wissen, daß ich es nicht bin?« fragte ich.
»Oh, oh!«

»Es erscheint mir kaum wahrscheinlich, daß sie eine ergebene Sklavin ist«, sagte er.

»Oh!« rief ich. »Aber du hast sie ja nie gesehen!«

»Nein.«

»Wie willst du sie dann erkennen?« fragte ich.

»Ich werde sie nicht erkennen«, sagte er. »Vielmehr werden das die Sleen für mich erledigen.«

»Herr?« fragte ich.

»In Corcyrus«, fuhr er fort, »wurde mir Kleidung überlassen, die sie getragen hat. Ich habe sie bei mir, hier in Ar, wie auch meine Männer und die Sleen. Die Jagd beginnt morgen.«

»Aber Ar ist eine große Stadt«, sagte ich. »Gewiß lebt hier mehr als eine Million Menschen.« Und Millionen von Fährten, neue und alte, die durch- und übereinander verliefen. In einem solchen Universum von Düften war es sicher unmöglich, eine bestimmte Spur zu verfolgen.

»Leicht wird es nicht, soviel steht fest«, sagte Hassan.

»Vielleicht ist sie gar nicht in Ar«, sagte ich.

»Sie ist hier. Aber es ist schon unheimlich«, sagte er. »Die gleiche Augenfarbe, die gleiche Haarfarbe, der Teint, und alles andere.«

»Du wirst sie nie finden!« schluchzte ich im Banne meiner Gefühle.

Im nächsten Moment klammerte ich mich verzweifelt an ihm fest. Die Tiefe meiner Empfindungen war überwältigend. Nie zuvor war ich mir meiner Weiblichkeit so sehr

bewußt worden. Hassan setzte Dinge in mir frei, die ich bisher nur andeutungsweise geahnt hatte.

Als ich wieder zu mir kam, ging das Fest bereits zu Ende, und die meisten Gäste, so auch Hassan, brachen auf.

»Alles in Ordnung, Tiffany?« fragte der Bankettmeister.

»Ja, Herr«, sagte ich.

Er war ein freundlicher Mann. Er ließ mich ruhen.

So lag ich denn in der Küche und versuchte das Erlebte psychologisch zu bewältigen. Allmählich ergriff ein überraschendes Hochgefühl von mir Besitz. Ich hatte in den Armen des Mannes gelegen, der Sheila, Tatrix von Corcyrus, suchte, und er hatte mich nicht erkannt. Selbst Drusus Rencius oder auch Miles aus Argentum, die mich tatsächlich gesehen hatten, mochten mich nicht mehr erkennen. Vielleicht würde sogar die kleine Susan keinen Vergleich ziehen können zwischen der hochmütigen Sheila, Tatrix von Corcyrus, und der gebrandmarkten, ausgebildeten, freudig arbeitenden Vergnügungssklavin Tiffany, Bankettsklavin aus der Firma des Aemilianus am Platz der Tarns.

Ich war in Sicherheit.

Ich brauchte vor Hassans Sleen keine Angst zu haben. Sie würden mich in Ar niemals finden.

Ich war in Sicherheit.

23

»Warum hast du Angst?« fragte Claudia.

»Sie kommen hier entlang«, sagte Crystal.

»Es hieß, sie hätten die Stadt schon vor einer Woche verlassen!« rief ich.

»Anscheinend haben sie das nicht getan«, sagte Tupa.

»Eine Menschenmenge begleitet sie«, stellte Claudia aufgeregt fest. »Da sollten wir mitmachen und sehen, wohin die Jagd geht!«

»Nein!« rief ich. »Nein!«

Claudia musterte mich verwirrt. Wir befanden uns auf der Straße des Hermadius, die vom Platz der Tarns abgeht. Wir alle trugen geraffte, ärmellose weiße Tuniken.

»Was ist mit dir?« fragte Claudia.

»Nichts«, sagte ich und blickte die Straße entlang. Die Menschenmassen schienen sich wirklich in unsere Richtung zu bewegen. Sie waren vom Platz aus in unsere Straße eingebogen.

Ich schaute in die andere Richtung. Die Straße kam mir schmutzig vor. Dies war höchst ungewöhnlich in Ar. Meistens wurden die Straßen einmal die Woche gefegt und naß gespült, im allgemeinen die Aufgabe der Grundstücksbesitzer an der jeweiligen Straße, wobei die breiteren Prachtstraßen und Plätze von Staatssklaven gereinigt wurden. Ich entdeckte eine Sklavin in einer kurzen braunen Tunika, die vor einem kleinen Laden stand. Sie schien zu warten. Vielleicht gehörte sie dem Ladenbesitzer und war von dem Lärm auf die Straße gelockt worden.

»Herrin«, sagte ich zu ihr, um ihr zu schmeicheln. »Ich hätte eine Frage.«

»Ja?«

»Die Straße hätte schon vor zwei Tagen gesäubert werden müssen.«

»Nein«, antwortete das Mädchen, »wir erhielten aus dem Zentralzylinder die Anweisung, darauf zu verzichten. In dieser Woche sind nicht einmal die großen Plätze gereinigt worden.«

»Danke, Herrin!« sagte ich bekümmert.

Claudia, Crystal und Tupa schauten die Straße entlang. Die Horde war nur noch eine Querstraße entfernt. Vor der Menge bewegten sich zwei riesige graue Sleen, die Schnauzen am Boden. Sie hatten die Ohren flach zurückgelegt. Jedes Tier wurde von zwei Männern gebändigt, die gleichwohl Mühe mit den Ungeheuern hatten. Hinter den Sleen schritt Hassan der Sklavenjäger aus, riesig und bedrohlich wirkend, die Brust entblößt, eine zusammengerollte Peitsche in der rechten Hand. In seiner Begleitung waren Be-

amte Ars. In der Gruppe bemerkte ich auch eine Uniform aus Argentum. Hinter dieser Vorhut drängte sich aufgeregt eine bunte Menschenschar. Ich wandte mich ab und floh die Straße hinab. »Tiffany!« hörte ich Claudia hinter mir rufen. Doch ich lief.

Aus der Straße des Hermadius bog ich in die Silber-Straße ein und eilte von dort auf die Avenue des Zentralzylinders. Unter den Bäumen hastete ich am westlichen Rand der weiten Anlage entlang und lehnte mich schließlich keuchend gegen eine Mauer.

»Herumlungern verboten, Mädchen!« sagte ein Mann.

»Verzeih mir, Herr«, sagte ich, neigte den Kopf, machte kehrt und hastete weiter.

Gleich darauf erreichte ich einen Brunnen, einen von vielen an der Prachtstraße. Er verfügte über zwei Schalen, eine obere und eine untere; Sklavinnen durften sich natürlich nur aus der unteren bedienen. Schwitzend beugte ich mich nieder und trank. Dann wischte ich mir den Mund mit dem Handrücken ab und stand auf.

Ich sah die Sleen und ihr Gefolge auf die Avenue des Zentralzylinders einbiegen.

Bestürzt schrie ich auf und setzte meine Flucht fort.

Verzweifelt schaute ich mich um.

Von der Menschenmenge und den Tieren keine Spur.

Ich stand an der Nordwestecke des Teibanischen Sul-Markts an der Kreuzung der Teiban-Straße mit der Clive-Straße, die mich nach Westen von der Avenue des Zentralzylinders fortgeführt hatte.

Ich blickte die Clive-Straße entlang, sah nichts von den Verfolgern und begann aufzuatmen.

Sie müßten längst auf der Clive-Straße sein! Da ich sie nicht sah, hatten sie meine Fährte offenbar verloren.

»Suls, Turpah! Vangis!« pries eine Frau, die inmitten von Körben saß, ihre Waren an.

Ich hatte die Avenue des Zentralzylinders aufgesucht und

mich an belebte Straßen gehalten, weil ich hoffte, daß die Sleen meine Witterung im Gewirr der Gerüche verlieren würden. Diese Rechnung schien aufgegangen zu sein.

Aber dann hörte ich plötzlich ganz in der Nähe den schrillen, aufgeregten Laut eines Sleen. Hastig blickte ich den Teiban-Boulevard entlang nach Süden. Die Sleen und ihre Begleiter waren auf der Venaticus-Straße nach Westen gewandert. So wie die Clive-Straße den Teibanischen Markt im Norden begrenzt, so bildet die Venaticus-Straße die Südgrenze. Zu meinem Entsetzen sah ich die Sleen und die Horde auf dem Teiban-Boulevard nach Norden abbiegen – auf mich zu. Ich verstand dies nicht. Warum waren sie nicht durch die Clive-Straße gekommen? Entsetzt ging mir plötzlich auf, daß ich vor zwei Tagen durch die Venaticus-Straße gegangen war. Dieser zwei Tage alten Spur mußten die Tiere folgen. Hastig eilte ich nach Westen, weiter auf der Clive-Straße. Gleich darauf erreichte ich die Kreuzung mit der Hermadius-Straße. Auf dieser Straße hatte ich die Sleen vor weniger als einer Ahn zum erstenmal gesehen. Ich folgte der Clive-Straße weiter nach Westen und bog schließlich auf der Smaragd-Straße nach Süden ab. Diese Straße führt wie die Hermadius-Straße zum Platz der Tarns. Aber nicht die Agentur war mein Ziel, vielmehr bog ich auf der Straße des Tarn-Tors nach rechts ab. Dies ist die Straße, die vom Platz der Tarns direkt zum Tarn-Tor, dem Westtor der Stadt, führt.

Als ich das West-Tor erreichte, kniete ich vor einem Bürger nieder. »Herr«, fragte ich, »darf ich dich durch das Tor begleiten?«

»Nein«, antwortete er.

Ich richtete mich auf und schaute mich um. Dann trat ich dichter an das Tor heran. Die Sicherheitsmaßnahmen schienen heute ungewöhnlich streng zu sein, was ich nicht verstand. Wagen wurden untersucht; dabei öffnete man sogar Kisten und schlitzte Säcke auf. Eine verhüllte Sklavin wurde angehalten, ihrer Kapuze beraubt und gründlich angeschaut.

Nonchalant ging ich auf das Tor zu.

Überkreuz gehaltene Speere versperrten mir den Weg. »Verzeih mir, Herr«, sagte ich, wich zurück und hastete davon.

Einige Meter vom Tor entfernt blieb ich stehen und schaute noch einmal zurück. Tränen sprangen mir in die Augen.

Dann hastete ich auf der Mauerstraße weiter nach Norden, ehe ich mich nach rechts wandte, nach Osten, um zur Smaragd-Straße zurückzukehren. Auf dieser Straße war von den Sleen und der Verfolgerhorde nichts zu erkennen. So war ich nun auf der eigenen Spur zurückgegangen und hoffte, daß sich die Sleen davon verwirren ließen. Ich folgte der Smaragdstraße in nördlicher Richtung. Nirgendwo waren die Straßen gesäubert worden. Offenbar hatte die Anordnung nicht nur für einen bestimmten Distrikt gegolten, sondern für die ganze Stadt.

Ich war verwirrt und betrübt. Ich wußte nicht, ob ich den Sleen schon entwischt war. Ich wußte nicht mehr, was ich tun sollte. Ich traute mich nicht in die Agentur zurück und hatte gleichzeitig Angst vor den Folgen, wenn ich es nicht tat. In der Nähe der Agentur mußten meine Spuren besonders intensiv und dicht sein. Auf jeden Fall hatte ich das Gebäude oft morgens verlassen und war abends zurückgekehrt. Wenn ich andererseits nicht dorthin zurückkehrte, wußte ich wirklich nicht mehr, was ich tun sollte. Ich konnte die Stadt nicht verlassen und lief Gefahr, gefangen zu werden, wenn ich blieb – und wenn die Sleen mich nicht erwischten, dann sicher freie Bürger. Einer Sklavin ist es nicht gestattet, nach Dunkelwerden allein durch die Straßen zu gehen, mit Ausnahme von Münz-Sklavinnen oder Lockmädchen für Schänken. Außerdem würde spätestens um Mitternacht mein Fehlen im Gehege auffallen, und dann würden ab morgen Wächter nach mir Ausschau halten. Wie sollte ich auch in der Stadt leben? Ich konnte betteln und Abfälle nach Eßbarem absuchen und mich damit eine Zeitlang über Wasser halten, doch über kurz oder lang würde

mir der Sklavenkragen zum Verhängnis werden. Auf keinen Fall konnte ich hoffen, in eine der Banden von Herumtreiberinnen aufgenommen zu werden, die es in jeder Stadt gab, denn ich war nun mal Sklavin.

»Halt, Sklavin!« rief eine Stimme. »Nicht zurückschauen. Hände an die Wand! Füße weiter zurück!« Entsetzt gehorchte ich. Gleich darauf stand ich hilflos an der Wand.

»Wer bist du?« fragte der Mann, ein Wächter.

»Tiffany«, sagte ich, »eine Bankettsklavin aus dem Unternehmen des Aemilianus am Platz der Tarns.«

Ich wagte ihn nicht anzulügen. Er konnte meinen Kragen überprüfen, der meine genaue Identifikation enthielt.

»Du bist weit entfernt vom Platz der Tarns«, sagte er.

»Ja, Herr.«

»Was machst du hier allein?« fragte er nicht unfreundlich.

»Spazierengehen.«

»Ich würde dir raten, die weniger bekannten Straßen dieser Gegend zu meiden«, fuhr er fort. »Für den Rückweg in den Süden solltest du auf der Smaragd-Straße bleiben. Dies ist keine Gegend für hübsche Sklavinnen.«

»Ja, Herr«, sagte ich. »Vielen Dank, Herr.«

Er machte kehrt und ließ mich stehen. Ich richtete mich wieder auf. In Anbetracht der Tatsache, daß ich eine Sklavin war, hatte er mich sehr nett behandelt. Sollte morgen aber eine Fahndung nach mir ausgerufen werden, würde er sich bestimmt erinnern, daß er eine Sklavin namens Tiffany mit kurzgeschorenem blonden Haar und blauen Augen in seinem Stadtviertel gesehen hatte.

Ich schaute in eine der Nebenstraßen. Wie so viele Straßen in goreanischen Städten hatten einige dieser Gassen nicht einmal durchgehende Namen. Man findet sich zu recht, indem man die Gegend kennt oder sich erkundigt. Manche Straßen werden nur beschrieben, beispielsweise als »die Straße, in der der Lederarbeiter Vaskon seinen Laden hat«, »die Straße, in der der Dichter Tesias dieses oder jenes Gedicht schrieb«, »die Straße, in der sich das Haus des Generals Hasdron befindet«, »die Straße des Tarsk-Brunnens«

und so weiter. Unschönerweise ist dieselbe Straße zuweilen unter verschiedenen Namen bekannt. So gilt für manche Straße an einem Ende ein Name, den sie aber in ihrem Verlauf zwei- oder dreimal wechseln kann. Manchmal gehen Straßennamen auch auf Ereignisse zurück, zum Beispiel »Feuerstraße« oder »Flutstraße« oder »die Straße der sechs vergewaltigten Sklavinnen« und so weiter. Übrigens gibt es auf Gor keine Straßenschilder im üblichen Sinne. Wo es Namen gibt, sind sie oft an die Mauern von Eckgebäuden gemalt, die übrigens oft abgerundet gestaltet sind – um den Feuerwehrwagen ein schnelleres Durchkommen zu ermöglichen.

Von dem Wächter vorgewarnt, wandte ich mich nach links, um durch eine Nebenstraße zur Mauerstraße vorzudringen, auf der ich mich hoffentlich sicher fühlen konnte. Bestimmt konnte die Mauerstraße, die der Innenkrümmung der Stadtbefestigung folgte, nur wenige Querstraßen weiter westlich liegen. Doch auf direktem Wege vermochte ich sie nicht zu erreichen. So geriet ich in immer neue und immer engere Nebenstraßen, die mir ziemlich verlassen vorkamen. Es war heiß geworden, und ich fürchtete die Orientierung zu verlieren.

Plötzlich sah ich in der Ferne die Mauer über einigen Gebäuden aufragen und ging erleichtert darauf zu. Dabei war ich dermaßen in Gedanken, daß ich die Nähe der Sleen erst bemerkte, als ich ihr erregtes fauchendes Quicken hörte: Und da waren sie nur noch hundert Meter hinter mir! Es war ein Geräusch, wie ein Sleen es ausstößt, wenn er eine heiße Fährte verfolgt, aber zurückgehalten wird. Der Sleen möchte sich auf sein Opfer stürzen, darf es aber nicht.

»Dort ist sie!« hörte ich jemanden rufen.

Hastig sah ich mich um und erblickte die beiden Sleen, von jeweils zwei Mann gehalten, dahinter Hassan und seine Leute und die neugierige Menge, die aus zweihundert Bürgern Ars bestehen mochte.

Ich lief los.

»Laßt die Sleen frei!« rief jemand.

Wenn die Tiere von den Ketten gelassen wurden, mußten sie mich innerhalb weniger Ihn erreichen können. So schnell ich konnte lief ich die Straße entlang. Verzweifelt schaute ich mich um. Die Sleen waren nicht frei, wenigstens noch nicht. Wären sie freigelassen worden, hätte ich mich hingekniet und das Gesicht mit den Händen bedeckt. Ich hätte nicht sehen wollen, wie sie sich mit blitzenden Augen und entblößten Reißzähnen auf mich stürzten. So hastete ich denn weiter die Straße entlang, vor den Tieren, vor den Jägern, vor der aufgeregten Menge. Weiter vorn wichen Männer an die Hauswände zurück. Sie wollten nicht in meiner Nähe sein. Ich floh weiter. Die Sleen und die Jäger mußten mir geduldig seit Stunden gefolgt sein, und es war ihnen offenbar gelungen, meine frischeste Fährte wieder aufzunehmen.

Ich hörte das aufgeregte Rufen in der Menge. Viele Mitläufer mußten schon sehr lange dabei sein. Nun schienen sie den Abschluß der Jagd zu erwarten.

Schluchzend setzte ich einen Fuß vor den anderen. Niemand machte Anstalten, mich bei meiner Flucht zu behindern.

Ich hörte die Sleen hinter mir quieken.

Ich begann zu keuchen, mein Schritt wurde unsicher. Ich stürzte, sprang auf und lief weiter.

Blindlings stürzte ich dahin, entsetzt japsend. Es wollte mir scheinen, als hätte ich den Tag fliehend verbracht, von Entsetzen gepeinigt.

»Nein!« rief ich plötzlich. »Nein!«

Vor mir erstreckte sich eine Mauer mit einem hohen Holztor. Sie schien den Hof eines Privathauses abzugrenzen. Links und rechts bedrängten mich Gebäude. Es gab keinen Ausweg, keine Öffnung bot sich zur Mauerstraße, die wohl nur vierzig oder fünfzig Meter entfernt hinter dem Gebäude verlief.

Hastig fuhr ich herum.

Der Fluchtweg war mir bereits abgeschnitten worden.

Schluchzend sank ich neben dem Tor in die Knie. Ich

legte die Hände vor die Augen. Ich wollte die Sleen nicht sehen.

Ich hörte das aufgeregte Hecheln der Raubtiere, das Gebrüll der Menge, das Klirren der Ketten, mit denen die Monstren gehalten wurden, das Kratzen ihrer Klauen auf dem Pflaster, das Geschrei der Männer. Körper umwirbelten mich. Ich schrie auf, als mich die Schnauze eines Raubtiers schnüffelnd berührte und sich wieder abwandte.

»Was machst du denn hier, Tiffany?« fragte Claudia. Crystal und Tupa waren bei ihr. »Ich dachte, du wolltest der Jagd nicht folgen!«

»Du hättest nicht fortlaufen sollen«, sagte Crystal. »Einige Leute in der Menge dachten schon, du wärst die Gesuchte!«

»Das war wirklich dumm von dir, Tiffany«, sagte Tupa. »Stell dir einmal vor, der Sleen wäre erregt gewesen und hätte dich mit einem Tatzenhieb niedergestreckt!«

Verwirrt, ratlos, erstaunt blickte ich mich um. Männer waren im Begriff, das Holztor einzuschlagen. Holz splitterte. Die Ungeheuer und die Jäger und alle anderen drangen in den weiten Hof ein.

»Komm!« rief Claudia. »Beeil dich!«

Zitternd richtete ich mich auf und konnte kaum auf den Beinen bleiben. Mit unsicheren Schritten folgte ich Claudia, Crystal und Tupa in den Hof.

»Zurück!« rief Hassan der Menge zu. »Zurückbleiben!«

Die Horde, etwa zweihundert Bürger, drängte sich an der Innenseite der Hofmauer.

Fünf Leute Hassans schlugen die Tür des Hauses ein und verschwanden mit gezogenen Klingen im Inneren.

Zurückgehalten von den Ketten, duckten sich die Sleen mit peitschenden Schwänzen auf das Hofpflaster.

Die Haustür hing schief in den Angeln. Drinnen waren zwei Sperriegelhalterungen aus der Wand gebrochen worden.

Im Hof erstreckten sich hier und dort gemusterte Grasflächen und Bewuchs. Außerdem erblickte ich einen Tisch mit zwei Bänken.

Wir starteten auf die leere Schwelle des Hauses.

Hassan hatte seine zusammengerollte Peitsche am Gürtel festgemacht. Sein Blick ruhte auf mir. Ich glaubte nicht, daß er mich erkannte. Ich war nichts anderes als Tiffany, eine nackte Sklavin, die ihm eines Abends zu Gefallen gewesen war. Dabei hatte er mich überwältigt, hatte mich total besiegt, hatte mich mehr zur Sklavin gemacht, als ich es vor diesem Augenblick für möglich gehalten hatte. Er hatte mich verändert, hatte mich die wahre Fraulichkeit gelehrt. Für die Freiheit war ich nicht mehr zu gebrauchen.

Er wandte den Kopf ab.

Er hatte viel für mich getan.

Er erinnerte sich nicht an mich.

Plötzlich hörten wir das Klirren von Stahl aus dem Haus. Gleich darauf brach Glas. Und wieder war alles still.

Unsere Blicke ruhten auf der leeren Schwelle.

Kurze Zeit später erschien die Gestalt einer Frau in Robe und Schleier in der Türöffnung; sie wurde von hinten gestoßen.

Fauchend und hechelnd stürmten die Sleen vor. Die Frau hob die Hände vor das Gesicht und versuchte sich umzudrehen und wieder im Haus zu verschwinden. Die Menge brüllte. Die Tierhalter mußten sich mit voller Kraft bemühen, die Ketten festzuhalten.

Die Frau durfte das Gebäude nicht wieder betreten. Vielmehr wurde sie die Treppe hinab in den Hof gestoßen. Hinter ihr standen Hassans Männer.

Halb zusammengeduckt verharrte sie vor der untersten Stufe. Die Ketten der Sleen waren gespannt.

Hastig trat Hassan zwischen die Tiere, packte die Frau am Arm und schleuderte sie gegen die Hauswand. Sie mußte sich vornübergebeugt mit den Händen dagegenstützen, eine Stellung, die ich vorhin auch bei dem Stadtwächter einnehmen mußte. Mit schnellen Bewegungen schnitt ihr Hassan mit scharfem Messer die Kleidung vom Leib, bis sie nackt wie eine Sklavin vor uns stand.

Er trat einen Moment zurück, um sie zu betrachten. Dann

schob er ihr das Haar nach vorn. Ich bemerkte, daß sie eine ähnliche Haarfarbe hatte wie ich. Allerdings besaß sie langes, wunderschönes Haar. Sie war nicht geschoren worden.

Dann nahm Hassan einem seiner Männer einen Eisenkragen ab. Es war kein verzierter oder teurer Sklavenkragen, sondern ein ganz gewöhnliches Stahlband, wie es jede Sklavin tragen konnte.

Sie stand abgewandt von ihm und wußte vermutlich nicht, was er vorhatte. Vielleicht rechnete sie damit, ausgepeitscht zu werden. Doch plötzlich trug sie einen Sklavenkragen.

Sie ließ sich abrupt gegen die Wand fallen und kam torkelnd wieder hoch.

»Nein!« schrie sie. »Nein!«

Sie fuhr herum und starrte Hassan an, der einige Schritte zurückgetreten war.

»Nein!« schrie sie. »Nein! Nein!« Ruckhaft zerrte sie an dem Kragen. Unvernünftigerweise versuchte sie sich das Metall sogar über den Kopf zu streifen. Aber das ging natürlich nicht, dazu war der Reif viel zu eng.

Sie lief auf Hassan zu und schlug hysterisch schluchzend mit kleinen Fäusten auf ihn ein. Er ließ sie einen Augenblick lang gewähren, bis sie selbst erkannte, wie absurd und sinnlos ihr Verhalten war; dann faßte er sie an den Oberarmen, drehte sie um und schleuderte sie gegen die Mauer zurück. Sie prallte gegen das Gestein und glitt zu Boden. Dort drehte sie sich auf allen vieren herum und schaute Hassan an. Er löste die Peitsche von seinem Gürtel.

Ich traute meinen Augen nicht. Es war beinahe, als säße *ich* dort auf Händen und Knien vor der Mauer. Es gab viele offenkundige Unterschiede zwischen uns, doch war die Ähnlichkeit – Haar- und Augenfarbe, Teint, Figur, Größe und Gewicht – erschreckend groß. Man hätte uns ohne weiteres für Geschwister, vielleicht sogar für Zwillinge halten können.

»Nein!« schrie sie, als die Peitschenschnüre sie trafen. Ein ungläubiger Ausdruck trat in ihre Augen.

»Hast du etwas dagegen?« fragte er. »Gewiß hast du oft den Befehl gegeben, andere auszupeitschen!«

Keuchend und bebend lag sie vor uns auf den Steinen. Hassan steckte seine Peitsche ein, zerrte sie hoch und fesselte der Frau die Hände auf dem Rücken.

»Wer bist du?« fragte sie angstvoll.

»Ich bin Hassan aus Kasra«, sagte er, »und werde von manchen Hassan der Sklavenjäger genannt!«

»Nein!« schluchzte sie. »Ich bin in der Gewalt des Sklavenjägers Hassan!«

»Ja.«

Ich fürchtete, sie würde das Bewußtsein verlieren.

»Was hast du mit mir vor?« fragte sie.

»Ich werde dich in meine Unterkunft in Ar bringen«, antwortete er. »Aber vorher machen wir noch einen kurzen Besuch. Dann wirst du in einem goldenen Sack nach Argentinum gebracht.«

Dann hielt er sie sanft in den Armen und ließ sie zu Boden sinken, denn sie war wirklich ohnmächtig geworden. Er bückte sich und hob sie schwungvoll auf seine Schulter. Vermutlich würde sie bald wieder zu sich kommen, eine Sklavin auf dem Rücken ihres Herrn.

Die Menge begann sich schnell zu verlaufen, ebenso die meisten Offiziere Ars.

Noch vor Tagen hatte ich hilflos in den Armen des Sklavenjägers Hassan gelegen. »Wie wirst du sie erkennen?« hatte ich gefragt. »Die Sleen werden sie finden«, hatte er geantwortet. Er hatte Kleidung der Tatrix mitgebracht, aus Corcyrus, vermutlich aus ihren Gemächern. Mit dieser Kleidung waren die Sleen auf die Fährte gesetzt worden. Diese Kleidung, das wußte ich jetzt, konnte nicht mir gehört haben. Der Sleen hatte von mir abgelassen. Er hatte eine andere Frau gesucht. Plötzlich wurden mir Dutzende von Kleinigkeiten klar. Man hatte mir versichert, ich sei Sheila, die Tatrix von Corcyrus, auf Gor wäre dies meine Identität. Vielleicht war ich auf eine Weise Sheila gewesen, doch wurde nun deutlich, daß es eine andere Sheila gegeben ha-

ben mußte, gewissermaßen die echte Sheila. Was ich zunächst für einen Traum gehalten hatte, war wohl doch Wirklichkeit gewesen: Ligurious und Sheila hatten mich kurz nach meiner Ankunft auf Gor inspiziert. Zweifellos war sie neugierig auf mich gewesen. Ein andermal hatte sich Susan erstaunt gezeigt, mich in meinem Zimmer zu sehen. Wahrscheinlich hatte sie trotz aller Vorsicht in einem anderen Teil des Palasts die echte Sheila gesehen. Natürlich hatte sie sie für mich gehalten. Aus ihrer Sicht war es also überraschend gewesen, mich nach so kurzer Zeit in meinen Gemächern vorzufinden. Ebenso erklärte sich nun mein manchmal sehr gemischter Tagesablauf, die Zeiten, die ich in meinen Zimmern zubringen mußte: immer wenn die echte Sheila im Palast unterwegs war und sich der Herrschaft über Corcyrus widmete. Ich wußte nun auch den Grund, warum ich davon abgehalten worden war, wichtige Staatsgeschäfte zu erledigen und bedeutsame Entscheidungen zu fällen. Nicht daß ich für solche Dinge noch nicht bereit war, doch wäre es ja absurd gewesen, mich mit solchen Dingen zu befassen, wo es die echte Tatrix gab. Bisher hatte ich nicht verstehen können, warum die Tatrix dermaßen gefürchtet und verhaßt war. Soweit ich es beurteilen konnte, hatte ich wenig getan, um solche Gefühle auszulösen. Diese Gefühle, soviel erschien mir nun klar, waren zweifellos das Ergebnis von Handlungen und Anordnungen der echten Sheila, der echten Tatrix. Ohne es zu wissen, hatte ich sie in dem kleinen Vorraum des großen Saals gesehen, an dem Tag, als die Streitkräfte Ars und Argentums in die Stadt eindrangten. Ich hatte gewußt, daß es irgendwo eine Frau gab, die mir ähnlich sah. Ligurious hatte es mir einmal angedeutet. Dieser anderen Frau schien er romantisch verbunden zu sein. Zweifellos war dies die Frau, die ich in dem kleinen Zimmer gesehen hatte, wie sie als Sklavin verkleidet wurde. Nach außen hin in der Gewalt von Soldaten aus Ar, sollte sie in Sicherheit gebracht werden. Was mir bisher nicht aufgegangen war; sie war zugleich auch die echte Tatrix von Corcyrus gewesen. Ligurious hatte mir gesagt, daß

ich bald meinen eigentlichen Zweck erfüllen würde. »Welchen Zweck?« hatte ich gefragt. »Den Zweck, mit dem wir leider rechnen mußten«, hatte er geantwortet, »der Hauptzweck, weshalb du nach Gor gebracht wurdest.« Erst hier und jetzt, in einem Haushof in Ar, erkannte ich, wie sehr man mich getäuscht hatte. Ich war nach Gor gebracht worden, um im Notfall als Opferlamm zu dienen. Sollten die Pläne Ligurious' und der Tatrix fehlschlagen, sollte der vorgesehene Krieg um die Bergwerke von Argentum, die ja wohl wirklich Argentum gehörten, schiefgehen, so konnten die beiden fliehen und eine hübsche kleine Stellvertreterin zurücklassen, eine naive Marionette, an der das zornige Volk und der siegreiche Gegner sich austoben konnten. Wie raffiniert das alles geplant gewesen war! Man hatte mich dazu gebracht zu glauben, daß ich wirklich Sheila, Tatrix von Corcyrus war, daß dies auf Gor meine Identität war. Auf jeden Fall hatte Susan daran geglaubt, ebenso Drusus Rencius und viele andere. Was für ein vorzüglicher Plan! Absichtlich hatte man dem Volk mein Gesicht vorgeführt. Tausende von Corcyrenn konnten mich als Tatrix identifizieren. Aber schließlich war der Plan doch schiefgegangen. Der Zweck, der Hauptzweck, weshalb ich nach Gor gebracht worden war, war nicht erfüllt worden. Ich war im Lager Miles' aus Argentum aus dem goldenen Käfig befreit worden und hatte fliehen können. So war der Fall der Tatrix von Corcyrus nicht mit einer Aufspießung in Argentum zu den Akten gelegt worden, woraufhin sich Ligurious und die echte Sheila, zweifellos mit neuen Namen und mit beiseitegeschafften Reichtümern frei auf Gor bewegen konnten: nein, statt dessen war eine gewaltige Suche in Gang gekommen. Ligurious und Sheila hatten erwartet, daß ich als Tatrix identifiziert und nach Argentum gebracht und dort aufgespießt wurde; sie hatten nicht mit meiner Flucht gerechnet, sie hatten ihre Rechnung ohne die Sleen gemacht. Wie negativ war doch alles verlaufen, zumindest für die echte Sheila, die nun hilflos in Hassans Fesseln hing. Beim Gedanken an die Aufspießung tat sie mir plötzlich auch ein

wenig leid, egal, was sie getan hatte, egal, welches Schicksal mir zgedacht gewesen war.

Im Nacken spürte ich plötzlich eine harte Hand.

»Dreh dich um, Sklavin«, sagte eine Stimme.

Die Hand ließ mich los, und ich drehte mich um.

»Kenne ich dich nicht?« fragte Miles aus Argentum. Offensichtlich war er der uniformierte Mann aus Argentum, den ich zuvor in Hassans Gefolge bemerkt hatte.

»Ich glaube nicht, Herr«, sagte ich.

»Du kommst mir aber sehr bekannt vor«, sagte er und rief: »Drusus!«

Einer der Ar-Offiziere kam auf uns zu.

Unwillkürlich schnappte ich nach Luft.

»Kennst du ihn?« fragte Miles aus Argentum.

»Ich glaube es nicht, Herr«, sagte ich.

»Warum hast du dann so heftig reagiert?«

»Er ist eben ein starker und gutaussehender Offizier«, sagte ich, »und ich nur eine Sklavin.«

»Schau mal, Drusus«, sagte Miles aus Argentum, »was wir hier haben.«

»Eine Sklavin«, sagte Drusus Rencius achselzuckend. In seinen Augen glimmte nicht das geringste Wiedererkennen. Es war, als hätte er mich nie zuvor gesehen. Ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen, doch war ich beinahe überwältigt vor Erleichterung und Dankbarkeit, ehe mir aufging, daß er mich womöglich wirklich nicht wiedererkannte.

»Dann schau noch einmal genauer hin«, sagte Miles.

»Ja?« fragte Drusus.

»Stell dir vor, daß diese Frau in den letzten drei oder vier Monaten geschoren wurde.«

»Ja?« fragte Drusus.

»Du bemerkst bestimmt die auffällige Ähnlichkeit.«

»Mit wem?«

»Na, mit Sheila, der Tatrix von Corcyrus!«

»Ja«, sagte Drusus, »eine Ähnlichkeit besteht durchaus.«

Nun war ich sicher, daß Drusus Rencius mich erkannt hatte. Als ich ihn entdeckte, war neben der Überraschung

eine unglaubliche Freude durch meinen Körper geflutet, wieder in seiner Nähe zu sein. Ich hatte den Impuls unterdrücken müssen, mich vor ihn hinzuwerfen.

»Ist dies Sheila, die Tatrix von Corcyrus?« fragte Miles.

Beiläufig hob Drusus Rencius ein Stück meiner Tunika an und betrachtete das Brandzeichen. »Nein«, antwortete er, »dies ist nur eine Sklavin.«

»Verstehe«, sagte Miles aus Argentum und legte mir eine Hand unter das Kinn. »Heb den Kopf, Mädchen«, befahl er, und ich gehorchte. Er schaute mich grinsend an. »Ich könnte mir vorstellen, daß dies Sheila ist.«

»Sheila, Tatrix von Corcyrus«, sagte Drusus Rencius, »ist soeben gefangen worden.«

»Ach, wirklich?«

Drusus Rencius schwieg.

»Komm her, Mädchen«, sagte Miles. Ich kam der Aufforderung nach, und er studierte meinen Eisenkragen, der mich genau identifizierte. Ich konnte die Stadt nicht verlassen. Ich konnte nicht fliehen.

»Du kannst gehen«, sagte Miles zu mir.

»Danke, Herr«, sagte ich und hastete durch das Tor.

Draußen warteten Claudia, Crystal und Tupa.

»Was wollten die Soldaten?« fragte Claudia.

»Einer war sogar General«, sagte Crystal.

»Nichts«, antwortete ich.

»Was war der andere für ein Mann?« fragte Tupa.

»Er kommt aus Ar«, antwortete Crystal. »Er war Hauptmann.«

»Und der andere?« wollte Tupa wissen.

»Aus Argentum«, antwortete ich.

»Wo liegt denn das?«

»Im Südwesten.«

»Was wollten sie?«

»Nichts«, antwortete ich.

»Wir sollten schnellstens zur Agentur zurückkehren«, sagte Claudia. »Wir wollen nicht zu spät kommen.«

»Nein«, sagte Crystal.

Der Pförtner war ein netter Bursche, dem es nichts ausmachte, wenn wir ein wenig zu spät kamen. Trotzdem durfte man den Bogen nicht überspannen.

Die anderen Mädchen kannten den Heimweg genau, und so dauerte es nicht lange, bis wir den Platz der Tarns erreicht hatten und die Agentur betraten.

»Ihr kommt gerade noch rechtzeitig«, sagte der Pförtner und hängte unsere Scheiben um, die anzeigten, daß wir wieder im Haus waren.

»Beeilt euch, damit ihr noch etwas essen und trinken könnt«, sagte er.

»Ja, Herr«, sagten wir. »Danke, Herr.«

Vor der nächsten Korridorbiegung schaute ich noch einmal zurück. Der Pförtner schloß soeben die schwere Außentür und verriegelte sie von innen. Und ich überlegte, wer ich war.

Ich war Tiffany, Bankettsklavin in der Firma des Aemilianus am Platz der Tarns. Dies wußte ich. Viele Leute wußten es. Jeder, der meinen Kragen gelesen hatte, wußte darüber Bescheid. So auch Miles aus Argentum. Ich dachte an Miles aus Argentum. Er hatte mich gehen lassen. Damit hatte er nichts riskiert. Er wußte genau, wo er mich finden konnte, sollte es ihm darum gehen. Ich war eine hilflose, gefangene Sklavin, dem Willen der Herren hilflos ausgesetzt.

Aber zweifellos interessierte er sich nicht für mich.

Dann ging ich den Korridor entlang zur Küche, um mir etwas zu essen zu besorgen.

Ich hatte Angst vor Miles aus Argentum.

Er schien in mir nicht die hilflose und niedere Sklavin zu sehen, die ich war, ein Mädchen, das er auf einen Abend für sein Vergnügen gemietet hatte, sondern behandelte mich wie eine hohe Dame und eine freie Gefangene, Sheila, Ta-

trix von Corcyrus, an der er seine Rache vollzog – vielleicht weil sie aus seinem Lager geflohen war.

Jedenfalls hatte er keine Rücksicht auf mich genommen, wenn er mich zu sich holte.

Er mußte doch wissen, daß die echte Sheila in der Gewalt Hassans des Sklavenjägers war! Erst kürzlich hatte Hassan sie in einem goldenen Sack nach Argentum bringen lassen. Noch immer mußte sie einige Stunden am Tag in diesem goldenen Sack verbringen, der im Thronraum aufgehängt wurde, während man Staatsgeschäfte erledigte. Dieser Sack sollte übermorgen Claudius, dem Ubar von Argentum, und dem Hohen Rat als Höhepunkt eines großen Fests zum öffnen präsentiert werden.

Warum also interessierte sich Miles aus Argentum für mich?

Gewiß nahm er nicht an, daß ich die echte Sheila sei, auch wenn er mich ständig so anredete!

Meine gesamte Bankettsklaven-Gruppe war von Ar nach Argentum gebracht worden, angeblich mit dem Auftrag, dort eine Feier zu verschönen. Die Kosten trug Miles aus Argentum, der – zum Mißvergnügen der meisten Mädchen - strenge Sicherheitsvorschriften durchsetzte. Von allen Mädchen und Angehörigen des Personals der Agentur verstand ich wohl am besten die Gründe für diesen Ausflug nach Argentum und für die Abschirmung. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sich Miles aus Argentum nur für Bankettsklavinnen interessierte, die er sicher auch in seiner Heimatstadt mieten konnte. Vielmehr galt sein Interesse einer einzigen Sklavin, der er seine volle Aufmerksamkeit widmete.

Er nannte mich Sheila – doch konnte das doch nur ein Spiel sein. Gewiß konnte er sich nicht deutlich an mich erinnern, wie er da im Thronsaal vor mir gestanden, wie er mich schließlich als nackte Gefangene in einen goldenen Käfig gesteckt hatte.

Nein, er spielte nur mit mir.

Ich war nichts anderes als Tiffany, eine Bankettsklavin,

die mit den anderen nach Argentum gebracht worden war, um dort bei der Siegesfeier zu dienen.

Es war nicht meine Schuld, wenn ich Sheila, der Tatrix von Corcyrus ein wenig glich.

Ich führte mir vor Augen, daß Miles aus Argentum nicht mein Besitzer war. Er hatte mich lediglich für einen Abend, für eine Nacht gemietet, so wie es Männer oft tun. In wenigen Tagen würde ich mich auf dem Rückweg nach Ar befinden, mit den anderen. Ich hatte nichts zu befürchten.

Er war nicht mein Eigentümer. Das war am wichtigsten. Er konnte mir nichts tun, ohne das Unternehmen des Aemilianus dafür in irgendeiner Weise zu entschädigen.

Am Morgen wurde ich von einem Klopfen geweckt. Es mußte um die achte Ahn sein. Das Zimmer war lichtdurchflutet.

»Wie ich sehe, bist du wach, Lady Sheila«, sagte Miles aus Argentum.

»Ja, Herr«, antwortete ich.

»Schön, schön«, sagte er. »Es ist gerade die achte Ahn durch.«

Ich verstand diese Worte nicht. Hatte diese Tageszeit irgendeine Bedeutung?

Erstaunt registrierte ich, daß Miles aus Argentum hinter mich trat und einen Schlüssel in das Schloß meines Eisenkragens einführte. Er öffnete den Metallreif und nahm in mir ab.

»Herr!« rief ich. »Was machst du? Woher hast du den Schlüssel?«

»Vor mehreren Tagen, am Tag, nachdem ich dich in Ar entdeckte«, sagte er, »bezahlte ich einen Preis für dich, aber der Eigentumsübergang wurde auf meinen Wunsch erst für heute um die achte Ahn festgesetzt. Seit wenigen Ihn bin ich dein alleiniger Herr!«

»Du scherzt, Herr!« rief ich. »Die Bankettsklaven brauchen mich! Man würde mich nicht einfach so verkaufen. Es

gibt keinen Ersatz für mich. Kein Mädchen, kann meine Pflichten übernehmen!«

»Ich wußte gar nicht, daß eine kleine Bedienung bei Tisch so wichtig ist«, sagte er amüsiert.

»Man hat gern eine volle Truppe auf Reisen«, sagte ich. »Wenn ich an dich verkauft werden sollte, hätte man ein zusätzliches Mädchen mitgeschickt, zur Ergänzung meiner Gruppe.«

»Und genau das hat man getan«, sagte er lächelnd, »allerdings ist sie auf meinen Wunsch getrennt gereist. Sie heißt Emily. Vielleicht kennst du sie?«

Entsetzt starrte ich ihn an.

»Du kennst sie?« fragte er.

»Ja, Herr«, sagte ich. »Sie wurde in der Klasse nach mir ausgebildet. Anscheinend wurde sie in unsere Gruppe versetzt.«

»Hier ist dein neuer Kragen«, sagte er und zeigte mir das Metall. »Ist er nicht hübsch?«

»Ja, Herr«, sagte ich. Es war ein attraktiver Sklavenkragen aus schimmerndem Stahl mit einem kräftigen Schloß.

»Du scheinst dich gar nicht zu freuen«, sagte er. »Das verstehe ich nicht. Ich dachte, du würdest außer dir sein vor Freude.«

»Ich bin außer mir vor Freude, Herr«, flüsterte ich.

»Das ist gut. Ich mag es, wenn meine Mädchen glücklich sind. Außerdem habe ich fünfzehn Silber-Tarsks für dich bezahlt.«

»Das ist viel zuviel für mich!« rief ich erstaunt.

»Ich glaube nicht«, sagte er lächelnd.

»Ich bin bei weitem nicht soviel wert«, sagte ich. Für einen solchen Preis konnte er eine erstklassige Tänzerin bekommen.

»Mir bist du soviel wert«, sagte er.

»Ich will mich bemühen, dir das Gefühl zu geben, daß du dein Geld nicht verschwendet hast.«

»Keine Sorge«, sagte er, »dafür Sorge ich schon selbst.« Und er ergriff mich und drängte mich an die Wand.

»Oh!« rief ich.

»Gut siehst du aus, meine ehemalige Tatrix, meine hilflose Sklavin!«

»Ich kann nichts dafür, wenn ich ihr ähnlich sehe!«

»Du bist ihr nicht nur ähnlich«, sagte er.

»Herr!« rief ich.

»Du bist es selbst!«

»Nein, nein!« rief ich.

25

Der Thronsaal des Palasts von Argentum war kühl und unbeleuchtet. Angstvoll trat ich ein, eine Sklavin, die an einem solchen Ort eigentlich nichts zu suchen hatte. Hoch über mir spannte sich die Decke. Barfuß schritt ich über die Fliesen und näherte mich der Plattform mit dem Thronsessel.

Erschrocken fuhr ich plötzlich herum, denn die Tür fiel hinter mir zu. In dem Schatten konnte ich nicht ausmachen, wer sie geschlossen hatte.

»Herr?« fragte ich und kniete nieder, denn mir fiel nichts anderes ein. Es war der Nachmittag des großen Festtages, für den die Bankettsklavinnen angeblich von Ar geholt worden waren. Allerdings gehörte ich nicht mehr zu der Truppe. Ich war Arbeits- und Vergnügungssklavin im Eigentum von Miles aus Argentum. Heute abend sollte ich Claudius, dem Ubar von Argentum und dem Hohen Rat vorgestellt werden. Ich schaute zur Decke auf. Etwa vierzig Fuß über dem Boden hing an einem langen Seil ein goldener Sack. Das Gewicht des Sacks spannte das Seil. Zuweilen bewegte sich der Sack leicht hin und her, und man hörte das Seil quietschen.

Aus der Richtung der Tür vernahm ich ein Geräusch. Hastig schaute ich in diese Richtung.

Ich vermochte in der Dunkelheit nichts zu erkennen.

»Herr?« rief ich.

Ein Mädchen hatte mir ausgerichtet, ich solle mich im

Thronsaal eindringen. Sie übermittle mir den Befehl eines freien Mannes, den sie nicht kannte. Er habe sehr bedeutsam und mächtig ausgesehen. Als Sklavin hatte ich gehorchen müssen.

Als sich meine Augen allmählich an das schwache Licht gewöhnten, konnte ich ihn in den Schatten erkennen. Er stand neben der Tür – ein großer Mann. »Senk den Blick«, sagte er.

Ich gehorchte sofort. Die Stimme kam mir bekannt vor, doch erriet ich nicht, wem sie gehörte. Sie klang seltsam angespannt. Vielleicht sprach der Mann mit verstellter Stimme.

Ich hörte Schritte hinter mir näherkommen. Plötzlich wurde ich gepackt, die Hände wurden mir auf dem Rücken gefesselt. Der Mann steckte mir sodann einen zusammengeknüllten Stoffetzen als Knebel in den Mund.

Dann erst wurde ich herumgedreht. Entsetzt starrte ich zu dem Mann auf.

»Ja«, sagte er, »ich bin es, ich, Ligurious, ehemals erster Minister von Corcyrus!«

Entsetzen durchflutete mich.

»Ich und zwei andere«, fuhr er fort, »konnten dem Angriff in Ar entkommen.« Ich erinnerte mich, daß ich in dem Haus Schwerterklirren gehört hatte. »Wie man sieht, bist du jetzt eine gebrandmarkte, kragentragende Sklavin«, sagte er. »Das ist angemessen. Es war nicht der Hauptgrund, weshalb du nach Gor gebracht wurdest, doch wäre es früher oder später ohnehin dein Schicksal gewesen, in einem Sklavenkragen zu dienen.«
Hilflos starrte ich ihn an.

»Du bist die geborene Sklavin«, fuhr er fort. »Vielleicht weißt du das inzwischen. Als Sklavin bist du tausendmal schöner, als du es als freie Frau jemals warst.« Ich wand mich in seiner Fessel.

»Zu gern wüßte ich, wie du aus dem Lager Miles' aus Argentinum entkommen konntest«, sagte er. »In dieser Beziehung hast du unsere Pläne gründlich gestört. Diese Mög-

lichkeit hatten wir überhaupt nicht in Betracht gezogen. Aber wie es aussieht, könnte sich die ehemalige Miß Collins von der Erde noch immer als sehr nützlich erweisen.«

Ich wimmerte unartikulierte.

»Ich bin nicht als Gefangener hier«, berichtete Ligurious, »ebensowenig bin ich heimlich in den Palast eingedrungen. Ich bin freiwillig gekommen. Man hat mir Immunität zugesichert, dafür werde ich bei der Identifizierung der Tatrix von Corcyrus für den Staat von Argentum aussagen. Wer kennt sie wohl besser als ich? Meine beiden Gefolgsleute, die mir treu ergeben waren und mit mir aus dem Haus in Ar fliehen konnten, befinden sich derzeit ebenfalls im Palast – verkleidet als Gesandte aus dem fernen Turia. So wie ich hier meine Aufgabe zu erfüllen habe, müssen auch sie etwas erledigen. Es gibt da nämlich eine gewisse Unsicherheit, wer die echte Tatrix von Corcyrus ist – die Frau, die im goldenen Sack unter der Decke dieses Saales hängt – oder du, die du hier hilflos vor mir liegst. Zeugen werden aussagen. Zum Beispiel ist Drusus Rencius aus Ar angereist. Zweifellos wird er dich – wie schon einmal – als die echte Tatrix identifizieren. Wir sorgten dafür, daß er wie auch etliche andere nur dich als Tatrix kennenlernte. Dementsprechend habe ich auch Kleidung aus Corcyrus herüberschmuggeln lassen, die du damals am Leibe trugst. Sleen werden dich als die Frau erkennen, die diese Kleidung trug. Claudius und sein Hoher Rat werden es bei ihrer Entscheidung natürlich noch etwas leichter haben, denn wenn der goldene Sack herabgelassen und geöffnet ist, wird nicht die echte Sheila darin stecken, sondern du, ihr Doppel. Daran wird uns der Sklavenjäger Hassan nicht hindern, da er das Bankett versäumen wird. Meine beiden Männer werden dafür sorgen. Ebensowenig rechnen wir mit Einwänden von Miles aus Argentum. Er wird Informationen erhalten, angeblich von Hassan, daß er das falsche Mädchen hatte und daß du die echte Tatrix bist. So hat dich Hassan in den Sack gesteckt und in seiner Verlegenheit und Sorge um seine Ehre den Palast verlassen, das andere Mädchen mitnehmend, das

eine geeignete Verwendung als Sklavin finden soll. Auf diese Weise gedenken wir Miles aus Argentum zufriedenzustellen. Wie du wohl weißt, ist er ohnehin überzeugt, daß du die echte Tatrix warst, und nicht die andere Frau – eben weil wir dafür sorgten, daß er als Tatrix immer nur dich zu Gesicht bekam. Er wird dich als echte Tatrix identifizieren, denn er weiß es nicht besser, mit derselben Überzeugungskraft wie Drusus Rencius und andere. All dies entspricht unseren Planungen. Und natürlich werde auch ich dich als echte Tatrix wiedererkennen, darauf kannst du dich verlassen. Unterdessen wird die echte Sheila in meinem Quartier versteckt sein, um später als freie Frau verkleidet aus dem Palast geschmuggelt zu werden, als Gefährtin eines meiner Gefolgsleute, angeblich Gesandter aus Turia. Die Sklavin, die in dieser Rolle in den Palast geholt wurde, ist bereits an einen Offizier der Palastgarde verkauft. Er konnte dem günstigen Preis nicht widerstehen.«

Tränen ließen meine Umgebung verschwommen erscheinen. Vergeblich zerrte ich an meinen Handfesseln.

»Als Sklavin bist du sehr hübsch«, sagte er nachdenklich. »Man könnte in Versuchung kommen. Aber nein – das wäre zu sehr, als besäße ich sie. Bestimmt ist sie in dem Sack unbekleidet«, fuhr er fort. »Nackt wie eine Sklavin! Bestimmt haben ihr die Ungeheuer so etwas angetan! Ich darf sie nicht länger anschauen, als unbedingt nötig.«

Er richtete sich auf und ging zu einer Seitenwand des Saals. Dort löste er das Seil, das zu einem Ring in der Decke führte, und von dort zu dem Sack.

Verzweifelt versuchte ich mich zu befreien, doch es gelang mir nicht.

Hand über Hand ließ er den goldenen Sack herab, bis das Gebilde auf den Bodenfliesen stand. Dann öffnete er den Stoff und zog den verwundbaren, zitternden Körper einer nackten Frau heraus. Sie starrte ihn hilflos an. Sie war an Händen und Füßen gefesselt und trug einen Knebel.

»Sie haben dich in einen Sklavenkragen gesteckt!« rief er. »Wie konnten sie es wagen!«

Sie bemühte sich, vor ihm zu knien. In seiner Erregung schien ihm das gar nicht aufzufallen.

Der Eisenkragen gehörte natürlich Hassan. Er hatte ihr das Metall in Ar angelegt und es ihr seither offenbar nicht wieder abgenommen.

»Nein!« rief Ligurious. »Diese Ungeheuer! Sie haben deinen schönen Schenkel unter das Brandeisen gezwungen!«

Ich mußte daran denken, daß Hassan ihr in Ar gesagt hatte, sie würden noch einen kurzen Besuch machen, ehe sie seine Unterkunft aufsuchten. Dieser Besuch mußte einer Werkstatt der Metallarbeiter gegolten haben, wo man das Brandzeichen angebracht hatte.

Ligurious hantierte fahrig an ihren Fesseln herum. Er hatte zu schwitzen begonnen. Angstvoll kniete sie am Boden und hatte ihm den Rücken zugewendet.

»Was hat man mit dir gemacht!« rief er. »Was hat man mit dir gemacht!«

Sah er denn nicht, was aus ihr geworden war?

Sie war nicht mehr die Frau, die er zuletzt gesehen hatte. Er hatte sie als kalte, hochmütige, arrogante Frau gekannt, mürrisch und barsch, grausam, streng und fordernd. Mit jener Frau hatte das Mädchen, das da vor ihm kniete, nicht mehr viel gemein.

Es gab viele Unterschiede. Sie kniete, sie war nackt, sie trug einen engen Sklavenkragen und ein Brandzeichen. Ihr Herr Hassan hatte sie außerdem offenbar einem sorgfältig überlegten Diät- und Trainingsprogramm unterzogen, und ihr Körper strömte Lebenskraft und Gesundheit aus. All diese Dinge aber waren eher nebensächlich und äußerlich. Die wichtigsten Unterschiede betrafen innere Dinge, die Grundeinstellung, das Auftreten dieser Frau. Sie war nachgiebig und verwundbar, sie war äußerst weiblich geworden, sie war, wie es sich für eine Frau am besten auswirkte, eine Sklavin im ureigensten Sinne des Wortes.

Ligurious zerrte ihr den Knebel aus dem Mund.

»Herr!« schluchzte sie.

»Du kennst mich«, sagte er. »Ich bin Ligurious!«

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Nenn mich nicht ›Herr!‹ rief er heiser vor Rührung. Dabei war er in Wirklichkeit begierig, dieses Wort aus ihrem Munde zu hören. Er stand im Widerstreit mit sich selbst. Zu lange hatte er diese Frau angebetet. Noch wollte er die Augen vor dem verschließen, was sie geworden war, vor der Tatsache, daß sie sich verwirklicht hatte; anscheinend wollte er nichts daran ändern, daß sie sich über ihm unerreichbar isolierte. Sein Hin- und Hergerissensein war früher von ihr offenbar rücksichtslos ausgenutzt worden. Er begehrte sie einerseits, wollte sie beherrschen, sah sie andererseits aber als ein eiskaltes Ideal, als etwas, das besser und anders war als alle anderen Frauen, als etwas, dessen es kaum würdig war, als etwas, das er womöglich gar nicht erstreben durfte, als etwas beinahe Unberührbares und Abstraktes. In seinem Verstand zwang er sie in die Vollkommenheit und übersah dabei ihre Rolle als Frau. Hassan dagegen sah sie nicht so. In seinen Armen würde sie sich nicht um sich selbst betrogen finden. Eine solche Situation ist übrigens gar nicht so selten. Eine Frau, die von einem Mann als Göttin verehrt wird, ist oft die unterwürfige, flehende Sklavin eines anderen.

»Aber du bist ein freier Mann«, flüsterte sie. »Was machst du hier? Was machst du? Wo ist Hassan, mein Herr?«

»Möchtest du aufgespießt werden?« fragte er.

»Nein!«

»Dein Körper!« rief er plötzlich los. »Es ist der Körper einer Sklavin!«

»Ja, Herr!« schluchzte sie und versuchte sich niederzuducken und ihre Brüste zu bedecken.

»Und der Kragen um deinen Hals, und das Brandzeichen, großartig!«

»Danke, Herr«, sagte sie schluchzend.

»Nein!« sagte er plötzlich zu sich selbst. »Das darf nicht sein!« Dann schaute er sie an, deutete zornig auf meine Tunika, die neben mir auf dem Boden lag. »Zieh das an!« befahl er. »Schnell! In den Sälen wird man dich für sie halten.«

»Ja, Herr«, sagte sie.

Im nächsten Moment zerrte mich Ligurious zu dem goldenen Sack. Dort drehte er mich auf den Bauch und ersetzte meine Fesseln durch jene, die Sheila getragen hatte. Auch der Knebel wurde ausgetauscht. Mit den Füßen voran wurde ich schließlich in den goldenen Sklavensack geschoben. Der Stoff wurde hochgezogen und über meinem Kopf zugebunden. Gleich darauf wurde ich hilflos in dem Sack in die Luft gezogen. Schließlich wurde das Seil festgebunden. In der Dunkelheit des Beutels pendelte ich hin und her, bis ich schließlich zur Ruhe kam und nur mein gelegentliches Zucken für neue Schwingungen sorgte.

Ich spürte, wie der Sack herabgelassen wurde. Ich hatte nicht das Gefühl, länger als eine Ahn darin gesteckt zu haben. Auf keinen Fall konnte das große Fest schon begonnen haben.

Wieder lag das Behältnis auf dem Boden und wurde geöffnet.

Ich riß die Augen auf.

Wegen des Knebels konnte ich nicht aufschreien. Drusus Rencius zerrte mich aus der Stoffhülle. Hinter ihm kniete nackt und gefesselt Sheila, die ehemalige Tatrix von Corcyrus.

Drusus Rencius nahm mir die Fesseln und schließlich auch den Knebel ab. »Still«, sagte er.

Ich nickte und kniete vor ihm nieder.

Dann sah ich, wie er Sheila unsanft die Fesseln und den Knebel anlegte, die er mir abgenommen hatte. Anschließend stieß er sie in den Sack, schloß ihn und hatte sie wenige Ihn später als hilflose Gefangene wieder unter das Dach des Saals gehievt.

Schüchtern streckte ich eine Hand aus und berührte Drusus Rencius. »Darf ich etwas sagen?« flüsterte ich.

»Ja.«

»Ich bin nicht die Tatrix von Corcyrus«, sagte ich.

»Davon bin ich überzeugt«, sagte er. »Ich war ein Dumm-

kopf und ein Narr – aber das gilt für viele andere ebenso!«

»Wo ist Ligurious?« wollte ich wissen.

»Bei seinen Genossen aus Corcyrus, die sich als Turia-Gesandte ausgeben«, antwortete er. »Zum Glück haben sie mich nicht gesehen. Ich erkannte sie natürlich sofort. Überhaupt habe ich Ligurious im Auge behalten, seit ich merkte, daß er im Palast ist. So bekam ich mit, daß er den Thronsaal betrat, und sah dich, wie du ihm folgtest. Später kam er mit der anderen Frau heraus, der Frau, die ich mir später aus seinem Quartier holte, nachdem er gegangen war. Ich mußte sie wieder in den Sack stecken, wohin sie gehört! Als er seine Unterkunft verließ, trug er bereits seine Festkleidung. Ich nehme also an, daß er ihren Verbleib erst herausfinden wird, wenn der Sack geöffnet wird.«

»Ligurious' Genossen haben die Absicht«, sagte ich, »Hassan daran zu hindern, an dem Bankett teilzunehmen.«

»Hassan kann auf sich selbst aufpassen«, sagte Drusus Rencius.

Ich blickte ihn verzweifelt an.

»Steh auf«, befahl er. »Ich glaube, dies gehört dir. Zieh es an.« Und er warf mir meine Tunika hin.

»Du bist sehr hübsch«, sagte er.

»Danke, Herr.«

»Die andere Sheila ist auch sehr hübsch«, sagte er. »Es wird interessant sein, euch heute abend zu vergleichen, wenn ihr Claudius und dem Hohen Rat präsentiert werdet.«

»Gewiß, Herr.«

Er hielt mich an den Oberarmen und schaute mir tief in die Augen. »Corcyrus ist lange her«, sagte er nachdenklich.

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Vielleicht bist du ja doch die Tatrix von Corcyrus«, sagte er. »Wäre das möglich?«

»Nein, Herr!« rief ich. »Nein!«

»Es ist lange her, seit du mich als freier Mann gequält hast«, sagte er.

»Verzeih mir, Herr.«

»Zweifellos hast du damit weniger Glück gehabt, seit du den Kragen trägst.«

»Ja, Herr.« Ich war Sklavin.

Er drehte mich grob herum und stieß mich zur Tür. »Was wirst du mit mir tun?«

»Dafür sorgen, daß du das Sklavenquartier deines Herrn Miles aus Argentum erreichst«, antwortete er.

»Ich war nicht Tatrix von Corcyrus!« rief ich.

»Das wird man heute abend feststellen!« sagte er grimmig.

26

Die Tänzerinnen hatten sich mit klirrenden Glocken entfernt. Die Musiker spielten nicht mehr. Zwischen den Tischen wurde eine Fläche freigeräumt. Die Bankettsklavinnen hatten sich hinter die Tische zurückgezogen. An diesen Tischen saßen Claudius, der Ubar von Argentum, und Angehörige des Hohen Rates. Zahlreiche andere Würdenträger waren ebenfalls zu Gast, aus Argentum wie auch aus anderen Städten. Miles aus Argentum war anwesend, ebenso Drusus Rencius und Ligurius. Interessanterweise war auch Aemilianus aus Ar gekommen, der zuvor mein Herr gewesen war, und Publius, der Aufseher im Haus des Sklavenhändlers Kliomenes in Corcyrus. Hassan der Sklavenjäger fehlte. Im Hintergrund saß an einem der rückwärtigen Tische ein verhüllter Gast, ein mittelgroßer Mann. Ich hatte keine Ahnung, wer sich hinter seiner Kapuze verbergen mochte. Hassan war es nicht; dafür war der Mann viel zu klein.

Ich hockte nackt hinter einem Perlenvorhang und wartete auf den Befehl meines Herrn Miles aus Argentum. Ich hatte keine Mühe, mich durch den Vorhang zu orientieren, während man mich von der anderen Seite nicht sehen konnte.

»Es ist Zeit«, sagte Claudius, der Ubar Argentums, »uns

der Hauptfrage des Abends zuzuwenden. Der goldene Sack soll gebracht werden!«

Aus einem Seitenraum zerrten zwei Soldaten den goldenen Sack über den Boden und legten ihn vor dem Mittelisch ab, an dem die höchsten Würdenträger saßen: Claudius, der Hohe Rat und andere wichtige Gäste wie Ligious, Miles aus Argentinum und Drusus Rencius.

»Der heutige Abend«, sagte Claudius, »ist eine Siegesfeier, ein Triumphgelage. Vor Monaten überfiel Corcyrus ohne jede Provokation unsere Silberbergwerke und wurde zurückgeworfen. Um unsere Sicherheit zu gewährleisten und eine Wiederholung solcher Aggressionen zu verhindern, kämpften wir uns bis vor und durch das Tor der Stadt Corcyrus. Dort, unterstützt durch die Bürger dieser Stadt, besiegten wir die Streitkräfte der Tatrix von Corcyrus und stürzten ihr tyrannisches Regime.«

An dieser Stelle gab es goreanischen Applaus: die Anwesenden schlugen sich mit der Handfläche gegen die linke Schulter. Mir fiel auf, daß sogar Ligious in diesen Applaus einfiel.

»Die Bande zwischen Corcyrus und Cos sind inzwischen durchschnitten worden«, fuhr Claudius fort. »Wie Argentinum ist diese Stadt nun eine Verbündete des Herrlichen Ar.«

Wieder gab es Beifall.

»Und was für ein Glück ist das für Corcyrus! Denn Ar steht zu ihren Verbündeten, das hat sie in unserem Fall bewiesen! Und die Verbündeten stehen zu Ar!«

Applaus.

Ar verfügte über große Landstreitkräfte. Zweifellos besaß dieser Stadtstaat die größte und am besten ausgebildete Infanterie im bekannten Gor. Die Land-Armee Cos' dagegen war vermutlich nicht so groß wie die mancher Stadtstaaten mit viel geringerer Bevölkerung als das Insel-Ubarat. Dieses Ungleichgewicht verkehrte sich auf dramatische Weise ins Gegenteil, wenn man die Kampfkraft auf dem Meer betrachtete. Cos verfügte über eine der mächtigsten Flotten

auf Gor. Die Seemacht Ars dagegen war nicht nennenswert. Sie bestand im wesentlichen aus Schiffen auf dem Vosk-Fluß, vorwiegend im Hafen von Ar-Station liegend.

»Die Übeltäterin in diesem Fall, die Schuldige, die Ursache für die Feindseligkeiten war Sheila, die grausame, böse Tatrix von Corcyrus.«

»Ja, ja!« riefen mehrere Männer.

»Sie wurde in Corcyrus gefangenengenommen, konnte aber auf dem Weg nach Argentum entkommen. Eine umfassende Suche wurde organisiert und durchgeführt. Eine attraktive Belohnung wurde ausgesetzt. Trotzdem konnte sie sich monatelang vor uns verbergen. Dann erklärte sich Hassan aus Kasra, Hassan der Sklavenjäger, bereit, ihre Spur zu verfolgen. Da waren ihre Tage in Freiheit gezählt. Vor kaum zwei Wochen fiel sie in Ar in seine Ketten.«

Wieder wurde Beifall geklopft.

»Er hielt es für angebracht, sie sodann wie eine Sklavin zu uns zu bringen, in einem Sklavensack. Diesmal entwischte sie nicht!«

Es wurde gelacht. Ich sah Ligurios lächeln.

»Nun ist es an der Zeit«, sagte Claudius, »Sheila, die ehemalige Tatrix von Corcyrus, den Siegern zu präsentieren. Ligurios?«

Ligurios stand auf, ging um den Tisch herum und blieb neben dem Sack stehen.

»Viele von euch«, begann er, »kennen mich vermutlich nur dem Namen nach, als ehemaligen ersten Minister von Corcyrus. Was viele von euch vielleicht nicht wissen, ist die Tatsache, daß ich der heimliche Anführer des Widerstands in Corcyrus gegen die Herrschaft der Tatrix Sheila war. Monatelang bemühte ich mich aus meinem Amt heraus, sie von Feindseligkeiten gegenüber dem großen Staat Argentum abzuhalten. Ich machte meinen ganzen Einfluß geltend, um Frieden und Harmonie walten zu lassen. Leider fruchteten meine Bemühungen nichts, meine Ratschläge wurden in den Wind geschlagen. Allenfalls konnte ich hoffen, den siegreichen Streitkräften Argentums den Weg zu bereiten,

was mir auch gelang. Ihr erinnert euch sicher, wie mühelos die Stadt an euch fiel, nachdem das Tor aufgebrochen war.«

Drusus Rencius lächelte.

»In dieser Zeit stand ich natürlich oft in engem Kontakt mit der Tatrix. Bei meinen Bemühungen, sie von der Sinnlosigkeit und dem Wahnsinn ihrer Politik zu überzeugen, hatte ich täglich mit ihr zu tun. Man kann sicher behaupten, daß es auf Gor niemanden gibt, der besser geeignet wäre als ich, sie zu erkennen, sie für euch zu identifizieren.«

»Vielen Dank, edler Ligurious«, sagte Claudius. »Also, würde Sheilas Häscher, der würdige Hassan aus Kasra, die Güte haben, sie uns vorzustellen?« Es blieb still. Männer schauten sich um. »Wo ist Hassan?« fragte der Ubar.

»Er ist nicht hier«, antwortete ein Mann.

Ligurious senkte lächelnd den Blick.

Claudius zuckte die Achseln. »Vielleicht ist er verhindert«, sagte er. »Der Sack soll geöffnet werden!«

Ligurious schaute sich erfreut um. Er machte sich nicht die Mühe, das Öffnen des Sacks zu verfolgen, aus dem die hilflose, geknebelte nackte Sklavin hervorgezogen wurde. Man ließ sie vor Claudius und dem Rat niederknien.

Ligurious ließ den Blick in die Runde schweifen. »Ja«, sagte er. »Ich kenne sie gut. Daran besteht kein Zweifel.« Er deutete dramatisch auf die kniende Gestalt, ohne sie allerdings genau anzuschauen; vielmehr galt seine Aufmerksamkeit dem Publikum. »Ja«, sagte er. »Das ist sie! Das ist die berühmte Tatrix von Corcyrus!«

Das Mädchen gab verzweifelte Schreie von sich, die natürlich durch den Knebel gedämpft wurden, und schüttelte heftig den Kopf.

»Versuche es nicht zu leugnen, Sheila«, sagte er. »Du bist einwandfrei identifiziert.«

Sie gab den Widerstand aber nicht auf. Immer wieder schüttelte sie den Kopf. Tränen strömten ihr über das Gesicht.

Jetzt schien Ligurious sie überhaupt zum erstenmal näher anzuschauen. Ich glaube nicht, daß er sie sofort erkannte,

wohl wegen unserer großen Ähnlichkeit und weil er es für unmöglich hielt, daß nicht ich aus dem Sack gezogen und vor Claudius und den Rat gebracht worden war. Plötzlich aber erbleichte er. »Wartet!« rief er. Er hockte sich nieder und nahm den Kopf der Frau in beide Hände. Sie blickte ihn beschwörend an. »Nein!« rief er plötzlich. »Nein! Das ist sie gar nicht!«

»Ich dachte, du hättest sie einwandfrei als Sheila identifiziert«, sagte Claudius.

»Nein, nein!« rief Ligurious zitternd. Seine Stirn war schweißfeucht. »Ich habe mich geirrt. Dies ist sie nicht!«

»Wo ist sie dann?« fragte Claudius zornig.

»Ich weiß es nicht!« rief Ligurious und sah sich verzweifelt um.

»Hassan aus Kasra!« rief der Bankettmeister von der Tür und gab damit die Ankunft des Sklavenjägers bekannt.

»Tut mir leid, daß ich zu spät komme«, sagte Hassan. »Ich wurde vorübergehend aufgehalten. Zwei Männer griffen mich an. Sie liegen jetzt gefesselt vor meiner Unterkunft, mit gebrochenen Armen und Beinen.«

»Sorgt dafür, daß die Übeltäter in Gewahrsam genommen werden«, sagte Claudius.

»Ja, Ubar«, antworteten zwei Soldaten und verließen mit schnellen Schritten den Saal.

Beim Erscheinen Hassans hatte Sheila sofort den Kopf gesenkt.

»Ist dies die Frau, die du in Ar gefangennahmst?« fragte Claudius und deutete auf Sheila.

Hassan ging zu ihr, griff ihr ins Haar, zog ihr Gesicht herum und untersuchte sie kurz.

»Ja, das ist sie«, sagte er.

»Hältst du sie für die Tatrix von Corcyrus?« fragte Claudius weiter.

»Ja, ich glaube, sie war Tatrix von Corcyrus«, antwortete Hassan.

»Er hat sie nie gesehen!« rief Ligurious.

»Sie wurde von Sleen identifiziert«, antwortete Hassan.

»Aber nach der falschen Kleidung!« rief Ligurios. »Dieses Mädchen ist nicht die echte Tatrix von Corcyrus! Die echte Tatrix muß hier irgendwo sein! Ich bin dessen sicher!«

»Woher willst du das wissen?« fragte Claudius. Verwirrt senkte Ligurios den Kopf. Er konnte der Versammlung nicht gut von dem Austausch erzählen, den er vorhin im Thronsaal hatte vornehmen wollen. »Ich habe sie hier im Palast gesehen«, erwiderte er hastig. »Ich glaubte, sie würde aus dem Sack geholt werden.«

»Mein Ubar«, sagte Miles aus Argentinum und stand auf. »So ungern ich dem ehemaligen ersten Minister von Corcyrus widerspreche, der zweifellos einer der besten Lügner auf Gor ist, muß ich es doch als nicht unmöglich bezeichnen, daß er Sheila tatsächlich im Palast gesehen hat, vielleicht auf Händen und Knien beim Wischen eines Korridors, Aufgaben, die ich ihr letzthin mit großer Freude übertragen habe.«

Männer blickten sich erstaunt an.

»Mit deiner Erlaubnis, Ubar«, fuhr Miles fort und rief: »Sheila!«

Angstvoll huschte ich hinter dem Perlenvorhang hervor und kniete vor dem Mitteltisch nieder.

»Heb den Kopf!« befahl Miles.

Rufe des Erstaunens wurden laut.

»Dort!« rief Ligurios triumphierend, »haben wir die echte Sheila, die echte Tatrix von Corcyrus!«

»Glaubst du nicht, du müßtest sie ein wenig gründlicher untersuchen?« fragte Drusus Rencius.

Ligurios warf ihm einen haßerfüllten Blick zu und trat vor mich hin. Er tat, als betrachte er mich gründlich, ehe er sagte: »Ja, das ist die echte Sheila.«

»Eine bemerkenswerte Ähnlichkeit«, sagte Claudius staunend.

»Es könnten Zwillinge sein«, stellte ein Mann fest.

»Eine hat kürzeres Haar. Und es gibt auch andere kleine Unterschiede«, sagte ein anderer.

»Wenn man sie nicht zusammen sieht«, meinte ein dritter, »wäre es äußerst schwierig, sie auseinanderzuhalten.«

»Ja, ja!« riefen Stimmen.

»Ich behaupte, mein Ubar«, sagte Miles aus Argentum, »daß die Frau zu deiner Linken, die Frau mit dem kürzeren Haar, die Tatrix ist, vor der ich in Corcyrus erschien, als ich deinen Auftrag erfüllte und die Protestschreiben Argentums ablieferte.«

»Bist du sicher?«

»Ja«, sagte Ligurious, »er hat recht. Sie ist Sheila, die ehemalige Tatrix von Corcyrus.«

»Das ist aber nicht die Frau, die die Sleen gewittert haben«, wandte Hassan ein.

»Ich habe Zeugen, die sie identifizieren werden«, sagte Miles. »Ich bin der erste dieser Zeugen. Sie ist Sheila, Tatrix von Corcyrus!«

»Woher willst du das wissen?« fragte Drusus Rencius und erhob sich.

Ich war erstaunt. Woher nahm er den Mut zu sprechen?

»Der Hauptmann aus Ar hat nicht das Wort«, sagte Claudius.

»Bitte, laß ihn sprechen, edler Claudius«, sagte Miles.

»Hast du die Absicht, dich für die kurzgeschorene Sklavin zu verwenden?« fragte der Ubar.

»Ja«, sagte Drusus Rencius.

Erstaunte Ausrufe hallten durch den Bankettsaal. Sogar die Bankettsklavinnen, die im Hintergrund standen, Mädchen wie Claudia, Crystal, Tupa und Emily, schauten sich erstaunt an. Ich erschauerte.

»Bitte sehr«, sagte Claudius.

»Sei bedankt, Ubar«, sagte Drusus Rencius.

»Hast du die Absicht, unsere Freundschaft aufs Spiel zu setzen, mein Waffengefährte?« fragte Miles aus Argentum.

»Geliebter Miles, eine Freundschaft, die durch die Wahrheit in Gefahr gebracht werden kann, ist keine Freundschaft«, gab Drusus Rencius zurück.

»Das ist die Frau, die ich in Corcyrus sah, als ich die Protestschreiben Argentums dort ablieferte!« wiederholte Miles und deutete auf mich. »Das ist die Frau, die auf dem Thron saß. Das ist die Frau, die ich nach der Eroberung der Stadt gefangennahm. Das ist die Frau, die ich in den goldenen Käfig sperren ließ.«

»Das bestreite ich auch nicht«, sagte Drusus Rencius.

»Damit gibst du mir recht!« lachte Miles.

»Nein«, sagte Drusus Rencius. »Ich bestreite nicht, daß du sie in Corcyrus gesehen, sie später gefangen und in einen goldenen Käfig gesteckt hast, und so weiter. Was ich bestreite, ist die Tatsache, daß sie die Tatrix von Corcyrus war.«

»Der Hauptmann von Ar«, sagte Miles, »hat anscheinend den Verstand verloren. Er redet Unsinn. Will er uns einreden, die echte Tatrix wäre irgendwo anders gewesen und hätte sich vielleicht die Fingernägel bemalt, während jemand für sie die Staatsgeschäfte erledigte?«

Es wurde gelacht. Drusus Rencius ballte die Fäuste. Er war ein goreanischer Krieger. Es gefiel ihm nicht, auf diese Weise verspottet zu werden.

»Mein zweiter Zeuge«, sagte Miles aus Argentum, »ist die Frau, die dieser Frau in ihrem eigenen Quartier diente, die sie badete und ankleidete, die ihr das Haar kämmte, die ihr praktisch als Leibsklavin diente, jetzt meine eigene Sklavin, Susan.«

Susan wurde gerufen. Wie hübsch und exquisit sah sie in der engen kleinen Tunika aus, die die Uniform der Mädchen von Miles aus Argentum war! Wir trugen nun den gleichen Kragen. Er war unser beider Besitzer.

Sie kniete vor ihm nieder.

»Ist das die Frau, der du in Corcyrus dientest?« fragte Miles und deutete auf mich.

Susan kam zu mir. »Verzeih mir, Herrin«, sagte sie.

»Nenn mich nicht Herrin, Susan«, antwortete ich. »Ich bin jetzt genauso Sklavin wie du.«

»Ja, Herrin«, sagte sie.

»Ist das die Frau, der du gedient hast?« wiederholte Miles seine Frage.

»Ja, Herr.«

Die Mitglieder des Hohen Rates und andere schauten sich nickend an.

»Susan!« rief Drusus Rencius. »Glaubst du, daß diese Frau böse ist? Daß sie der schlimmen Verbrechen schuldig sein kann, die der Tatrix von Corcyrus zur Last gelegt werden?«

»Nein, Herr!« sagte das Mädchen lächelnd.

»Herrinnen haben manchmal eine andere Beziehung zu ihren Sklavinnen oder Freundinnen als zu anderen Menschen«, sagte Ligurious hastig. »Es ist allgemein bekannt, daß Individuen, die im Privatleben nett und liebevoll handeln, zu den schlimmsten Verbrechen fähig sind.«

»Susan«, ließ sich Drusus Rencius nicht beirren, »du weißt, daß dies die Frau ist, der du gedient hast, denn du kennst sie und erkennst sie mühelos. Ich unterstelle, daß du eigentlich gar nicht genau wissen kannst, daß sie die echte Tatrix von Corcyrus war. Du nimmst es an, weil man es dir gesagt hatte, und aus bestimmten anderen Gründen, zum Beispiel weil andere sie auch für die Tatrix hielten und du sie gewisse Dinge tun sahst, von denen du annahmst, daß nur die Tatrix sie tun konnte, beispielsweise Audienzen mit ausländischen Würdenträgern abhalten, und so weiter.«

»Ja, Herr.«

»Aber ist es nicht möglich«, fuhr Drusus Rencius fort, »daß sie als Tatrix galt und diese Dinge tat, ohne wirklich die echte Tatrix zu sein?«

»Ja, Herr«, sagte Susan eifrig.

»Hältst du es für sehr wahrscheinlich, Susan«, warf Miles aus Argentum ein, »daß diese Frau die Tatrix von Corcyrus war?«

»Ja, Herr«, flüsterte sie.

»Genau gefragt: Zweifelst du daran?« hakte Miles nach.

»Nein, Herr«, schluchzte Susan und ließ den Kopf hängen.

»Ich rufe nun meinen nächsten Zeugen auf«, fuhr Miles fort und schickte Susan mit einer Handbewegung in eine Ecke. »Meine Männer fanden ihn in Venna und brachten ihn her, Speusippus aus Turia.«

Zu meinem Erstaunen wurde Speusippus vor die Menge geführt. Die Gegenwart so hoher Herrschaften schien ihn sehr zu hemmen, und er hatte unterwürfig den Kopf eingezogen. Er kam mir längst nicht mehr so abscheulich vor wie zu Anfang. Immerhin war ich jetzt eine Sklavin und stand tausend Stufen unter ihm.

»Du wurdest vor mehreren Monaten in Corcyrus gewisser Unregelmäßigkeiten in deinem Geschäft angeklagt und für eine gewisse Zeit aus der Stadt verbannt?« fragte Miles.

»Ja«, sagte Speusippus.

»Den Berichten zufolge führte man dich aus der Stadt.«

»Ja.«

»Wer fand dich schuldig? Wer sprach das Urteil über dich?«

»Sheila, Tatrix von Corcyrus«, antwortete Speusippus.

»Ist die Frau, die Tatrix von Corcyrus war, in diesem Raum?« fragte Miles aus Argentum.

»Ja«, erwiderte Speusippus.

»Würdest du sie uns zeigen?«

Ohne zu zögern kam Speusippus zu mir und deutete auf mich. »Das ist sie«, sagte er.

»Auch er könnte sich in dieser Angelegenheit irren!« rief Drusus Rencius.

Seine Äußerung wurde mit Gelächter quittiert.

»Ich rufe nun den vierten Zeugen«, sagte Miles aus Argentum, »Ligurious, den ehemaligen ersten Minister von Corcyrus. Er müßte die echte Tatrix von Corcyrus wie kein zweiter kennen. Ich möchte ihn bitten, eine offizielle Identifizierung vorzunehmen.«

Ligurious deutete auf mich. »Ich kenne sie gut«, sagte er. »Das ist Sheila, die ehemalige echte Tatrix von Corcyrus.«

»Hast du weitere Zeugen, General?« wandte sich Claudius an Miles.

»Ja, edler Claudius«, sagte Miles, »noch einen.«

»Dann ruf ihn auf.«

»Drusus Rencius!«

»Ich?« rief Drusus.

Einige Anwesende sahen sich erstaunt an.

»Ja«, sagte Miles. »Du bist Drusus Rencius, ein Hauptmann aus Ar, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Drusus Rencius ärgerlich.

»Du warst zum Dienst nach Argentum abgestellt und führtest einen Spionageauftrag in den Mauern von Corcyrus durch?«

»Ja.«

»Soweit ich weiß, gehörte es in Corcyrus zu deinen Pflichten, als Leibwächter Sheilas zu dienen, der Tatrix von Corcyrus.«

»Man übertrug mir die Aufgabe, eine Frau zu bewachen, die ich damals für Sheila, Tatrix von Corcyrus, hielt«, antwortete Drusus Rencius. »Ich glaube heute nicht mehr, daß sie die echte Tatrix war. Ich bin sicher, daß ich und viele andere – darunter auch du – von Ligurious in die Irre geführt wurden. Dieses Mädchen diente als Ablenkung von der echten Tatrix. Sie wurde in die Rolle und Identität der Tatrix eingeführt, eine Rolle, die sie zumindest zum Teil ausfüllte. Der Erfolg des brillanten Plans zeigte sich nach dem Fall der Stadt. Dieses Mädchen fiel uns in die Hände und wurde als angebliche Tatrix entkleidet und in einen Käfig gesteckt. Die echte Tatrix entkam uns unterdessen, und zwar in der Begleitung Ligurious' und anderer.«

»Ligurious?« fragte Claudius.

»Ich weise das entschieden zurück!« sagte Ligurious.

»Ist die Frau, die du für die Tatrix von Corcyrus hieltest und die du in Corcyrus als Tatrix bezeichnetest, hier in diesem Raum?«

Drusus Rencius schwieg. »Ja, sie ist hier«, sagte er nach langem Zögern.

»Würdest du sie uns bitte zeigen?« fragte Miles.

Drusus Rencius deutete auf mich. »Das ist sie«, sagte er.

»Vielen Dank«, antwortete Miles. »Die Angelegenheit ist abgeschlossen.«

»Indem ich diese Identifizierung vornehme«, fuhr Drusus Rencius fort, »tue ich nichts anderes als zuzugeben, daß ich mich von Ligurious täuschen ließ! Begreift ihr das nicht? Er hält uns alle zum Narren!«

Ligurious senkte den Blick, als bekümmere ihn ein solch unvernünftiger und absurder Ausbruch.

»Bei der Liebe, die ich für dich empfinde und du für mich, hör mich an!« wandte sich Drusus an Miles. »Diese Frau ist nicht die Tatrix! Sie saß auf dem Thron! Sie hielt Gericht als Tatrix! Sie erledigte Staatsgeschäfte als Tatrix! Sie war bekannt als Tatrix! Aber sie war nicht die Tatrix!«

»Wir dürfen die Beweise nicht vergessen«, sagte Miles aus Argentum, »Beweise, die von einigen hier vorgetragen wurden und die klar darauf hindeuten, daß sie die Tatrix war. Was für Beweise willst du noch sehen? Woher sollen wir beispielsweise wissen, daß du wirklich Drusus Rencius bist, Hauptmann aus Ar? Oder daß ich Miles bin, ein General aus Argentum? Oder er Ligurious, bisher erster Minister in Corcyrus? Woher wissen wir, daß die Leute hier im Raum sind, was wir annehmen. Vielleicht sind wir alle Opfer einer komplizierten, unvorstellbaren Täuschung! Hier geht es aber um vernunftgemäße Gewißheiten, nicht um vage Begriffe. Und so gesehen steht über jeden Zweifel fest, daß sie die Tatrix von Corcyrus war!«

Applaus brandete auf.

»Ich rufe eine alte Zeugin noch einmal auf«, fuhr Miles fort, »meine Sklavin Susan.«

»Herr?« fragte sie schüchtern.

»Ich frage dich jetzt nach deiner Meinung, Susan. War die Sklavin mit dem kurzgeschnittenen Haar, die deine Herrin war, der Ansicht, sie sei Sheila, Tatrix von Corcyrus?«

»Ja, Herr«, flüsterte Susan mit gesenktem Blick.

Auch ich ließ den Kopf hängen. Ich hatte mich wirklich für Sheila gehalten. Noch jetzt war ich noch im Zwiespalt. Auf einer Weise war ich Sheila, die in Corcyrus Tatrix gewe-

sen war. In Wirklichkeit war ich wohl eine von zwei Sheilas gewesen, die, jede auf ihre Weise, dort als Tatrix gewirkt hatten. Natürlich war mir bekannt, daß ich nicht die echte Sheila, oder zumindest die wichtige Sheila war, die Sheila, für die sich diese Männer besonders interessierten. Auf meine Weise war auch ich von Lигurious zum Narren gehalten worden.

»Sie selbst«, sagte Miles aus Argentum, »sah sich als Tatrix von Corcyrus an. Sie akzeptierte sich selbst in dieser Rolle! Sie leugnete es nicht. Warum nicht? Weil sie genau das war!«

»Nein!« rief Drusus Rencius.

»Warum glaubst du, daß sie nicht die Tatrix von Corcyrus war?« fragte Miles.

»Ich weiß es nicht!« rief Drusus Rencius. »Ich weiß es nicht!«

»Ich bitte dich, Hauptmann!« sagte Miles herablassend.

»Ich kenne sie«, sagte Drusus Rencius zornig. »Ich kenne sie seit Corcyrus. Sie ist hübsch, sie gehört in einen Sklavenkragen, doch sie ist nicht der Typ Frau, die Untaten begehen konnte, wie sie die Tatrix von Corcyrus angeordnet hat. Das steckt einfach nicht in ihr!«

»Hat sich der gute Hauptmann aus Ar vielleicht von den Blicken einer Frau weichkriegen lassen?« fragte Miles.

»Nein!«

»Sie hat dich schwach werden lassen!« behauptete Miles.

»Nein!« rief Drusus Rencius.

Ich schaute ihn an. Ich war eine nackte Sklavin und kniete in Ketten vor ihm. Wie könnte ich einen solchen Mann schwach werden lassen?

»Die Beweise sind deutlich«, sagte Miles aus Argentum zum Ubar Claudius und zu den Mitgliedern des Hohen Rates und zu den anderen Anwesenden. »Mein Fall ist damit abgeschlossen.« Er deutete auf mich. »Dort die Frau, die Tatrix von Corcyrus war!«

Er erhielt viel Beifall. Drusus Rencius wandte sich zornig ab. Mit geballten Fäusten blieb er stehen.

»Das ist aber nicht das Mädchen, das die Sleen bestimmt haben«, sagte Hassan.

Drusus Rencius fuhr herum. »Richtig!« rief er.

»Darf ich sprechen?« fragte Ligurious.

»Ja«, sagte Claudius.

»In bezug auf die Sleen habe ich mit Problemen gerechnet«, begann er. »Zunächst müssen wir uns klarmachen, daß die Sleen lediglich einem Duft folgen. Eine Fährte erkennen sie natürlich, doch wissen sie formell oder legal gesehen nicht, wem sie folgen. Zum Beispiel erkennt ein Tier den Geruch seines Herrn, weiß aber nicht, ob dieser Herr ein Bauer oder ein Ubar ist. Wenn wir nun einen Sleen nach einer Tatrix suchen lassen, fordern wir den Sleen nicht auf, dies zu tun. Vielmehr geben wir ihm etwas, das angeblich den Duft der Tatrix enthält, und schon folgt der Sleen diesem Duft – es könnte sich genausogut um den Duft eines wilden Tarsk oder eines gelben Tabuk handeln. Entscheidend ist also die Frage, ob der Sleen auf die richtige Fährte gesetzt wird oder nicht. Fünfzehnhundert Goldstücke Belohnung sind eine große Summe. Wo es immerhin um so viel Geld geht – könnte man sich da nicht vorstellen, daß eine Frau, die der Tatrix so sehr ähnelt wie diese Frau, als Opfer erwählt wird, um das Ergebnis der Jagd betrügerisch zu fälschen? Das wäre ganz einfach: Ein Stück Kleidung würde genügen, ein Stück Bettlaken, sogar der Duft eines Fußabdrucks. Dann wird die unschuldige Frau gefangen und später an einem Ort wie diesem präsentiert, um die Belohnung einzukassieren.«

Claudius, Ubar von Argentum, wandte sich an Hassan. »Hier wird deine Integrität als Jäger angegriffen«, sagte er. Alle Blicke ruhten auf Hassan.

»Ich bin in solchen Dingen nicht empfindlich«, sagte Hassan, »denn ich bin kein Krieger, sondern Geschäftsmann. Ich gestehe Claudius und dem Hohen Rat das Recht zu, sich in dieser Frage Gewißheit verschaffen zu wollen. Es ist sogar ihre Pflicht, Argentum vor Betrügern zu schützen. Vieles von dem, was Ligurious hier vorgetragen hat, stimmt,

zum Beispiel seine Angaben über die Sleen und ihren Einsatz und die Grenzen ihrer Fähigkeiten. Solche Tatsachen sind allgemein bekannt. Der entscheidende Punkt ist die Echtheit der Gegenstände, die dazu verwendet wurden, den Tieren die Fährte schmackhaft zu machen. In Corcyrus erhielt ich vom Administrator der Stadt, Menicius, Kleidung, die von der Tatrix getragen worden war. Ich teilte diese Kleidung in zwei Bündel auf und ließ jedes mit dem Siegel Corcyrus' verschließen. Dazu erhielt ich einen Bestätigungsbrief, unterzeichnet von Menicius und ebenfalls mit dem Siegel von Corcyrus versehen. Eines dieser Bündel öffnete ich in Ar und verwendete es, um die frühere Tatrix von Corcyrus aufzuspüren und festzusetzen.«

»Die Frau, von der du behauptest, daß sie die frühere Tatrix ist«, sagte Ligurious.

»Ja«, sagte Hassan.

»Besitzt du noch das zweite ungeöffnete Bündel und den Brief von Menicius, Administrator von Corcyrus?« fragte Claudius.

»Ich rechnete damit, daß diese Dinge wichtig werden könnten«, antwortete Hassan. »Ja.«

Hassan war wirklich ein echter Profi. Den Namen »Menicius« hatte ich schon einmal irgendwo gehört, wußte ihn aber nicht unterzubringen. Sein Träger war offenbar zum Administrator der Stadt Corcyrus ernannt worden.

Claudius blickte Hassan an.

»Ich hole die Sachen«, sagte der Sklavenjäger und stand auf.

»Auch ich besitze Kleidung aus Corcyrus«, fiel Ligurious ein. »Bei diesen Sachen handelt es sich aber um authentische Stücke, die tatsächlich von der Tatrix von Corcyrus getragen wurden.«

»Bitte sei so nett, diese Sachen als Beweise vorzulegen«, sagte Claudius.

»Ich bin gleich zurück«, erwiderte Ligurious.

»Bringt Wach-Sleen und Fleisch«, ordnete Claudius an, und einer der Wächter verließ den Saal.

Kurze Zeit später waren Hassan und Ligurious zurückgekehrt. Zwei Sleen, jeweils von zwei Mann gehalten, wurden in den Saal geführt. Die Bankettsklavinnen und Tänzerinnen drückten sich eingeschüchtert an die Wände. Solche Tiere sind es gewöhnt, Sklaven zu verfolgen.

Auch ich kauerte mich angstvoll zusammen. Auch ich war Sklavin.

»Wie du siehst«, sagte Hassan zu Claudius und dem Hohen Rat, »ist das Siegel an diesem Bündel intakt. Hier ist überdies der Brief von Menicius.«

Der Brief wurde untersucht. Claudius erbrach persönlich das Siegel des Bündels und reichte einem der Sleenwächter die Sachen. Ein Soldat hockte sich hinter mir nieder und hielt mich an den Oberarmen fest. Ein anderer kümmerte sich links von mir auf gleiche Weise um Sheila. Wir durften uns nicht von der Stelle rühren.

Einer der Wächter hielt einem Sleen die Kleidung unter die Schnauze. Dann wurden Signale gegeben, wie sie zwischen Wärter und Tier für gewisse Grundkommandos eingeübt wurden. Das Tier machte plötzlich einen Satz auf uns zu. Sheila und ich schrien auf und warfen uns zurück. Ich spürte förmlich, wie der Körper des Ungeheuers, sein öliges Fell, die Muskeln und Rippen darunter, an mir vorbeistrich bei dem Versuch, sich auf Sheila zu stürzen. Sheila versuchte sich rückwärts zu werfen, wurde aber festgehalten. Sie schloß die Augen und warf schluchzend den Kopf zurück. Der aufgeregte Sleen versuchte an Sheila heranzukommen. Seine Klauen kratzten und scharrten über die Fliesen. Mit funkelnden Augen schnappte er nach dem Mädchen.

Ein Kommando wurde gesprochen, und der Sleen zog sich zurück. Jemand warf ihm ein Fleischstück hin. Sheila starrte das Tier mit glasigem Blick an.

»Die Kleidung, mit der der Sleen auf das Mädchen zur Rechten angesetzt wurde, kann natürlich jederzeit mit ihrem Duft geimpft worden sein«, sagte Ligurious. »Zum Beispiel könnte man sie ihr eine Nacht lang in den Sklavensack

gesteckt haben, als sie nach Argentinum gebracht wurde. Hier aber habe ich Kleidung unter einem Siegel, das ich nun aufbreche, die in Wirklichkeit der früheren Tatrix von Corcyrus gehört. Seht ihr? Schon windet sie sich vor Unbehagen. Sie weiß genau, daß sie durch diese Kleidung unwiderruflich als frühere echte Tatrix von Corcyrus entlarvt werden wird.«

Entsetzt schaute ich zu, wie Ligurios die Kleidung einem der Sleenwächter zuwarf. Ich kannte diese Stücke. Meine allererste Sklaventunika auf Gor; das Gewand, das ich bei der Audienz Miles' von Argentinum getragen hatte; die Robe, die ich am Tage meiner Gefangennahme trug.

Dann schob der Sleen, ein anderes Tier, seine Schnauze tief in den Stapel von Kleidungsstücken. Ich hörte ihn schniefen. Unwillkürlich beugte ich mich zurück. Die Hände des Soldaten, der hinter mir hockte, hielten mich unverrückbar fest.

Gleich darauf sprang auch dieser Sleen los. Ich schloß die Augen und schrie. Ich spürte den heißen Atem des Tiers auf meinen Brüsten. Sein Fauchen schien mich einzuhüllen. Ich spürte seine Kraft, seinen raubtierhaften Eifer und hörte das Schnappen seiner Kiefer.

Auf ein Wort hin wurde das Tier zurückgezogen und bekam Fleisch zu fressen. Ich zitterte. Hätte der Soldat mich nicht festgehalten, wäre ich wohl zusammengebrochen. Ich bemerkte Drusus Rencius' verächtlichen Blick, der mir aber nichts ausmachte. Ich war kein Krieger. Ich war ein Mädchen, eine Sklavin.

»Nun seht ihr«, sagte Ligurios, »wer die echte Tatrix von Corcyrus war.«

»Mir will scheinen, daß nun jede der beiden Frauen entsprechend identifiziert wurde«, sagte Claudius, »eine aufgrund der Kleidung, die Hassan mitbrachte, die andere aufgrund der Kleidung, die du uns vorlegtest.«

»Untersucht die Siegel!« sagte Ligurios triumphierend. »Überzeugt euch, welche Sendung das echte Siegel von Corcyrus trägt!«

Die erbrochenen Siegel wurden Claudius vorgelegt. Er deponierte sie vor sich auf den Tisch. Mitglieder des Hohen Rates umdrängten ihn.

»Das Siegel, das sich an Ligurius' Paket befand«, sagte er, »ist das Siegel von Corcyrus.«

»Das kann nicht sein!« rief Hassan.

»Vielleicht gibt man dir zwei Ahn Zeit, Argentum zu verlassen«, sagte Ligurius.

»Ich habe den Brief von Menicius!« sagte Hassan.

»Zweifellos wird er das gleiche Siegel tragen, das sich auch auf dem Paket befindet«, sagte Ligurius«

»Ja«, erwiderte Hassan.

»Ich habe ebenfalls einen solchen Brief, aber einen echten«, sagte Ligurius. »Darin werden die Kleidungsstücke beschrieben und für echt erklärt. Dieser Brief trägt die Unterschrift Menicius' und ist mit dem echten Siegel von Corcyrus unterfertigt.« Er griff in seine Robe und zog einen von einem Bändchen zusammengehaltenen Brief hervor; das Bändchen war mit einem Siegel gesichert.

Das Siegel wurde untersucht.

»Dies ist das Siegel von Corcyrus«, sagte Claudius.

Das Schreiben wurde geöffnet und studiert.

»Die Beschreibungen passen zu den Kleidungsstücken, die Ligurius uns vorgelegt hat«, sagte ein Mitglied des Hohen Rates.

»Wer hat den Brief unterzeichnet?« fragte Ligurius.

»Menicius«, sagte ein Mitglied des hohen Rates und hob den Kopf.

»Ich glaube nicht!« sagte eine Stimme.

Alle Blicke richteten sich auf den hinteren Teil des Raumes. Dort erhob sich der verhüllte Gast.

»Wer wagt mir da zu widersprechen?« fragte Ligurius.

Mit zwei Händen schob der Gast seine Kapuze zurück.

»Ich glaube, ich bin mehreren Anwesenden bekannt«, sagte er. »Einige von euch waren anwesend, als ich in mein Amt als Administrator von Corcyrus eingeführt wurde.«

»Menicius!« riefen Stimmen durcheinander.

Ligurious schien das Gleichgewicht zu verlieren.

»Mein lieber Ligurious«, sagte Menicius, »dein Komplize in Corcyrus ist längst verhaftet. Er hat alles gestanden. Danach erschien es mir interessant, inkognito nach Argentum zu reisen, mit dem Paß eines unwichtigen Gesandten, den ich mir selbst ausgestellt hatte.«

Wie verblüfft ich war! Ich erkannte diesen bisher unbekannten Gast sofort. Ich hatte ihn als Menicius aus der Kaste der Metallarbeiter kennengelernt. Er war der Mann, dessen Leben ich verschont hatte, als er sich kritisch über die Tatrix äußerte, an jenem Tag vor langer Zeit, als ich mit Ligurious durch die Straßen zog. Zweifellos erinnerte sich auch Drusus Rencius an den Mann, denn er hatte ihn daran gehindert, meine Sänfte zu stürmen.

»Ich fand es sehr interessant zu erfahren, daß du der Anführer der Opposition gegen die Herrschaft der Tatrix warst«, fuhr Menicius fort. »Ich dachte bisher, daß diese Ehre mir gebührte.«

Ligurious blickte sich hilflos um.

»Ich schlage vor, diesen Mann in Ketten zu legen«, sagte Menicius.

»Ja, es soll geschehen!« befahl Claudius. Zwei Wächter traten an Ligurious' Seite und fesselten ihm die Hände auf dem Rücken.

»Die Siegel auf dem Paket und dem Brief Hassans waren echt«, sagte Menicius. »Natürlich ist klar, daß sie euch fremd waren. Sie zeigen das neue Siegel von Corcyrus. Wir mußten nämlich nach der Einsetzung des neuen Regimes feststellen, daß das alte Siegel fehlte. Vermutlich war es von Ligurious bei seiner Flucht mitgenommen worden. Das scheint nun bewiesen zu sein. Aus diesem Grund, und auch um den Beginn einer neuen Ordnung in Corcyrus zu feiern, wurde das Siegel geändert.«

Ligurious blickte zu Boden.

Menicius blieb vor Sheila und mir stehen. »So sieht man sich wieder«, sagte er zu mir.

»Ja, Herr«, antwortete ich.

»Wer bist du?« fragte er.

»Mein Herr ist Miles aus Argentinum«, sagte ich. »Er hat mich Sheila genannt.«

»Du machst dich gut in Sklavenketten, Sheila«, sagte er.

»Und wer bist du?« fragte er die andere Sheila.

»Mein Herr ist Hassan aus Kasra«, antwortete sie. »Er hat mich Sheila genannt.«

Menicius zog unter seiner Robe ein Päckchen hervor, öffnete es und zeigte seinen seidigen Inhalt herum.

Sheila sank erschauernd noch tiefer vor ihm zusammen.

»Dies sind weitere Kleidungsstücke aus Corcyrus«, verkündete er. »Sie stammen aus dem Besitz der Tatrix, gefunden in ihren Gemächern im Palast.« Er wandte sich an Sheila. »Vielleicht erkennst du sie?«

»Gib nichts zu!« rief Ligurius.

Das Mädchen blickte Hassan an, dessen Gesicht ausdruckslos blieb.

»Seht euch die Stücke an«, fuhr Menicius fort. »Denkt über sie nach. Sie sind eindeutig barbarischen Ursprungs! Nur wenige Sklavinnen, die auf diese Welt kommen, treffen hier bekleidet ein, und keine darf ihre Sachen behalten!«

Dies verstand jeder der Anwesenden. Es gibt auf Gor ein Sprichwort, daß jeder, der seine Sklavinnen bekleidet kauft, ein Dummkopf ist.

»Die Tatrix von Corcyrus dagegen war zwar Barbarin, durfte aber anscheinend ihre Kleidung behalten. Und ihre Freiheit. Die wurde ihr erst kürzlich von Hassan aus Kasra genommen.«

Männer nickten sich zu.

»Einige von uns«, fuhr Menicius fort, »sind mit den erschreckenden Gerüchten vertraut, daß es auf Gor und anderswo Kräfte gibt, die die Macht der Priesterkönige herausfordern wollen, jener seit Urzeiten über Gor herrschenden Mächte.«

Angstvoll blickte man sich an. Manchmal wollte mir scheinen, als wären die Priesterkönige nichts anderes als Sagenwesen. Jedenfalls mischten sie sich, soweit ich das

beurteilen konnte, kaum in die Angelegenheiten Gors ein. Andererseits war mir klar, daß irgend jemand oder irgend etwas in Opposition zu den Kräften stehen mußte, die mich nach Gor gebracht hatten, Kräfte, die beispielsweise die Weltraumfahrt beherrschten. Die Goreaner allein, mit ihren Schwertern und Speeren, hätten ihnen keinen Widerstand leisten können. Die Heimlichkeit, mit der diese Leute vorgingen, obwohl sie so mächtig waren, ließ auf die Existenz einer eindrucksvollen Gegenkraft schließen, die auf Gor bei den Priesterkönigen vermutet wurde.

»Es erscheint mir denkbar«, fuhr Menicius fort, »daß solche Kräfte Schätze und barbarische Agenten auf diese Welt bringen, die womöglich keinerlei goreanische Bindungen haben und sich voll und ganz für die Fremden einsetzen. Außerdem können sie natürlich eingeborene Goreaner für ihre Zwecke anwerben. Welche andere Erklärung gibt es dafür, daß eine barbarische Frau wie Sheila in Corcyrus als Tatrix an die Macht kommen konnte? Ich vermute außerdem, daß der Angriff auf die Bergwerke von Argentum nicht erfolgte, um Corcyrus volle Schatztruhen zu bescheren, das bereits sehr reich war, sondern daß es um die ökonomische Ergänzung der Ressourcen jener anderen Macht ging. Sie hatte vielleicht die Absicht, unsere Welt auf subversivem Wege zu unterwandern, Stadt für Stadt, oder eine Städteliga zu bilden, die eine gewisse Vorherrschaft erringen konnte. So etwas ließ sich vermutlich auch innerhalb der Waffengesetze und technologischen Begrenzungen erreichen, die von den Priesterkönigen ausgesprochen worden waren.«

Menicius holte kurz Luft. »So unvorstellbar diese Gedanken erscheinen mögen, sie sind in gewisser Weise plausibel. Ich habe dazu zwei konkrete Beweise anzuführen. Erstens fanden sich vor Corcyrus auf einem großen Feld runde verbrannte Abdrücke, geometrisch sehr exakt, als wäre dort ein riesiger, runder, erhitzter mechanischer Vogel niedergegangen. Zweitens stießen wir im eigentlichen Palast in einer unterirdischen Kammer auf Gerüche, Kot und andere Spuren eines großen unbekannten Ungeheuers, das dort anschei-

nend hauste, möglicherweise jeweils nur kurzzeitig. Jedenfalls schien es sich rechtzeitig vor dem Sturz der Stadt abgesetzt zu haben.«

Ligurious hob den Blick nicht von den Fliesen.

»Ligurious?« fragte Claudius.

»Ich weiß nichts von diesen Dingen«, sagte der Gefragte achselzuckend.

»Wollen wir sehen, wem diese Kleidung gehört?« fragte Menicius.

»Ja, ja!« riefen mehrere Männer.

»Bitte, nein, Herr, nicht die Sleen!« begann Sheila zu weinen. »Darf ich sprechen?«

»Ja.«

»Ich gestehe alles!« rief sie. »Ich war die echte Tatrix von Corcyrus. Die Frau neben mir ist unschuldig. Sie wurde als ahnungsloser Sündenbock nach Gor gebracht, für den Fall, daß unsere Pläne schiefgingen. Sie konnte keine richtige Macht ausüben. Was immer an Verbrechen begangen wurde – ich trage daran die Schuld, oder die Frau, die ich einmal war. Es ist deshalb nicht nötig, uns beide aufzuspießen. Ich allein bin die Frau, die ihr sucht. Ich wurde in Ar von Hassan aus Kasra gefangengenommen, der jetzt mein Herr ist. Die Belohnung von fünfzehnhundert Goldstücken gehört rechtmäßig ihm. Ich bin bereit, Claudius, dem Ubar von Argentum, ausgeliefert zu werden.«

»Närrin!« fauchte Ligurious und bäumte sich in seinen Fesseln auf.

Beinahe ungläubig starrte ich Sheila an. Sie hatte ihre Identität eingestanden. Ich war von allen Anschuldigungen freigesprochen worden.

»Was ist mit Menicius' Mutmaßungen über fremde Mächte, über Angelegenheiten der Priesterkönige und anderer?« fragte Claudius.

»Sie treffen zu, Herr«, sagte sie.

»Schweig still!« rief Ligurious.

»Sprich«, sagte Claudius.

»Vorsicht, Claudius«, schaltete sich ein Mann ein. »Be-

denke, ob es richtig ist, wenn sich bloße Sterbliche für solche Dinge interessieren.«

»Solche Dinge sind sicher nur für Träger des Zweiten und Dritten Wissens bestimmt«, sagte ein anderer.

»Wir sind keine Wissenden«, meinte ein dritter. »Unser Status, unser Prestige und unser Einkommen hängen nicht von der Verbreitung von Ignoranz und der Förderung des Aberglaubens ab!«

»Ketzeri!« rief eine Stimme.

»Sicher ist es gut, sich mit solchen Dingen zu befassen«, meinte jemand, »wenn das umsichtig und mit Respekt geschieht.«

»Ich meine«, schaltet sich Claudius ein, »in dieser Angelegenheit sind unsere Ängste wie auch unsere Eitelkeiten fehl am Platze. Ich bin sicher, daß Götter beispielsweise das Silber Argentums nicht gebraucht hätten, ebensowenig wie sie feuerspuckende Schiffe brauchten, um die langen, dunklen Straßen zwischen den Welten zurückzulegen. Götter, so möchte ich meinen, hinterlassen keine Spuren in unterirdischen Verliesen und auch keine tiefen Wunden in abgelegenen Grasflächen. Die Ungeheuer, von denen wir hier sprechen, sind meines Erachtens Geschöpfe, die essen und atmen.«

»Dann sprechen wir also nicht von Priesterkönigen«, sagte ein Mann erleichtert.

»Wer weiß schon, wie Priesterkönige beschaffen sind?« wollte jemand wissen.

»Manche behaupten, sie haben gar keine Gestalt!« rief eine Stimme, »sie existieren lediglich!«

»Andere sagen, sie besitzen keine Materie«, warf ein Mann ein, »nur daß sie real sind.«

»Gewiß sind sie wie wir, nur größer und mächtiger.«

»Verschwenden wir keine Zeit mit nutzlosen Spekulationen!« rief ein Mann.

»Sprich!« wandte sich Claudius an Sheila.

»Es geht um zwei Welten, Herr«, sagte sie, »Gor und die Welt, die Erde heißt.«

»Lügnerische Sklavin!« rief ein Mann. »Die Erde ist ein Sagegebilde. Es gibt sie nur in Geschichten. Sie existiert nicht.«

»Verzeih mir, Herr«, widersprach Sheila, »aber es gibt die Erde doch, das versichere ich dir. Ich bin dort geboren, was auch für die Sklavin rechts von mir gilt.«

Der Mann musterte mich eindringlich.

»Ja, Herr«, flüsterte ich angstvoll.

»Daß die Erde wirklich existiert, gehört zum Zweiten Wissen«, sagte einer der Männer, dessen gelbe Tunika ihn als Angehörigen der hohen Kaste der Hausbauer auswies.

»Das wurde ich auch gelehrt«, sagte der Mann neben ihm, offenbar ein Kollege. »Meinst du, es stimmt wirklich?«

»Ich nehme es an«, sagte der erste Mann. Die klassischen Bildungsschichten auf Gor haben etwas mit Kastengrenzen zu tun: das Erste Wissen genügt für die unteren Kasten, das Zweite Wissen wird den höheren Kasten zuteil. Daß es ein Drittes Wissen gab, das der Priesterkönige, ist eine weit verbreitete Überzeugung.

»Um Gor und die Erde«, fuhr Sheila fort, »geht es bei einem Kampf titanischer Kräfte, der Kräfte jener, die ihr Priesterkönige nennt und jener, die man sich als die Anderen, als die Ungeheuer vorstellt.«

»Und was sind das für Ungeheuer?« fragte Claudius.

»Ich habe nie eines gesehen«, erwiderte sie.

»Ligurious?«

»Ich möchte nicht antworten«, sagte der Mann mürrisch.

»Sprich weiter«, sagte Claudius zu Sheila.

»Sowohl die Priesterkönige als auch die Ungeheuer besitzen gewaltige Waffen und beherrschen die Weltraumfahrt«, berichtete sie. »Seit Generationen, so habe ich erfahren, flammen immer wieder Kämpfe zwischen ihnen auf. Immer wieder kommt es zu Vorstößen und Scharmützeln. Bisher hat die grobe Gewalt sich nicht durchsetzen können. In mancher Hinsicht scheinen die Priesterkönige tolerante und defensiv eingestellte Wesen zu sein. Zum Beispiel gestatten sie, daß gestrandete Ungeheuer auf Gor weiterleben dürfen,

vorausgesetzt, sie richten sich nach ihren Waffen- und Technologiegesetzen. Und bisher haben sie die Ungeheuer nie bis in ihre Stahlwelten im All verfolgt. Die Ungeheuer, die Gor bis heute nicht in direktem Kampf erobern konnten, versuchen jetzt, so meine ich, diese Welt mit subversiven Mitteln zu unterwandern, indem sie auf die Politik und die Beziehungen zwischen Städten einwirken. Auf diese Weise hoffen sie eine direkte Invasion dieser Welt vielleicht doch noch durchführen zu können, die dann durch eine Anzahl strategisch platzierter Städte oder Städtebünde unterstützt werden könnte. Genaues weiß ich in diesem Punkt nicht und kenne darin nur meine eigene Rolle. Mit Unterstützung der Ungeheuer und mit Einfluß von Ligurious, dem ersten Minister von Corcyrus, kam ich in dieser Stadt an die Macht. Gestützt von der Macht und dem Reichtum der Ungeheuer und assistiert von Ligurious, herrschte ich in meinem Reich. Das Leben als Tatrix gefiel mir bald sehr, und ich konnte feststellen, daß meine Macht sehr real war. Dies betörte mich. In mir erwuchs der Ehrgeiz, Corcyrus' Einfluß zu mehren und vor allem zum eigenen Vorteil die Silberbergwerke Argentums zu erobern. In diesen Dingen überschritt ich meine Macht. Gegen sein besseres Wissen setzte Ligurious, zumindest im Anfang, mein Begehren gegen die Ungeheuer durch und schützte mich vor ihnen, indem er sie dazu brachte, meine Vorschläge zu akzeptieren. Ligurious war geblendet von mir. Ich verführte ihn förmlich zu meinen Projekten. Ich spielte mit seinen Gefühlen, ich nutzte seine Empfindungen aus. Ich ließ ihn tanzen wie eine Marionette. Ich raubte ihm seine Führungskraft und Männlichkeit.«

Mein Blick fiel auf Ligurious. Sein Gesicht war dunkelrot vor Zorn.

»Mir war klar, daß diese Projekte gefährlich waren«, fuhr sie fort. »Außerdem war ich eine wertvolle Agentin. "So wurde durch Ligurious bei den Ungeheuern die Bestellung nach einer Doppelgängerin aufgegeben. Das erwählte Mädchen war die Sklavin rechts von mir. Sie wurde nach Gor

gebracht, und man schärfte ihr ein, sie sei Sheila, Tatrix von Corcyrus. Mit der Zeit akzeptierte sie diese Identität. Einige kennen mich als Tatrix. Andere erlebten nur sie als Tatrix. Daß es hier in Wirklichkeit um zwei Frauen ging, war ein sorgfältig gehütetes Geheimnis, das nur einer Handvoll vertrauenswürdiger Gefolgsleute bekannt war. In mindestens einer Hinsicht gingen unsere Pläne fehl. Wir glaubten nicht, daß Ar seine Bündnispflichten gegenüber Argentum nachkommen und den umfassenden Krieg mit der Cosianischen Allianz riskieren würde, in die Corcyrus eingebunden war. Wie es sich ergab, schaltete sich Ar ein und unterstützte Argentum, während wir von Cos im Stich gelassen wurden. Im Kampf besiegt, der Gefahr eines Aufstandes in den eigenen Mauern ausgesetzt, ergriffen Ligurious und ich und einige andere die Flucht. Die Sklavin rechts von mir, mein Doppel, wurde auf dem Thron zurückgelassen, um den Zorn des Feindes zu kosten. Wie ihr wißt, konnte sie entkommen. Eine umfassende Suche wurde eingeleitet, in deren Verlauf wir beide schließlich gefangengenommen wurden. Nun knien beide, die Tatrix und ihr Doppel, in Ketten vor euch.« Sie neigte den Kopf. »Ihr könnt mich foltern, ihr Herren«, fuhr sie fort. »Aber ich weiß nicht viel mehr als das, was ich gesagt habe. Die Ungeheuer haben uns nicht viel anvertraut, damit wir in Gefangenschaft über ihre Strategien und Pläne nichts verraten konnten.«

»So wie sich Ungeheuer mit Menschen zusammentun«, sagte Claudius, »so könnte es doch auch Bündnisse zwischen Menschen und Priesterkönigen geben.«

»Ja, Herr«, flüsterte sie.

»Und gibt es auf Gor keinen Ort, an dem man solche Männer finden kann?«

»Zweifellos gibt es mehrere, Herr.«

»Nenn mir einen solchen Ort«, forderte Claudius.

Sie erbleichte und blickte unwillkürlich auf Hassan, ihren Herrn. »Das Haus des Samos in Port Kar«, flüsterte sie.

Claudius' Blick fiel auf Ligurious.

»Ich gedenke in dieser Sache nichts auszusagen«, begann

dieser und richtete sich auf. Er schien sehr willensstark zu sein.

»Zweifelloos könnte man deine Aussagewilligkeit mit der Folter steigern«, sagte Menicius.

»Das stimmt, doch nur auf Kosten der Ehre Argentums«, gab Ligurios zurück.

Menicius hob die Augenbrauen.

»Es stimmt«, sagte Claudius, »Ligurios kam als freier Mann zu uns, aus eigenem Antrieb. Man hat ihm in Argentum Immunität und freien Abzug garantiert.«

»Er wollte unsere Ermittlungen hintertreiben und hat Beweise gefälscht!« rief ein Mann.

»Unerhörte Anschuldigungen hat er geäußert!« tönte eine Stimme.

»Spießt ihn auf!«

Ligurios lächelte nur. Er hatte gewonnen. Wie unbedeutend würde seine Aufspießung sein im Vergleich zu dem schwarzen Fleck auf der Weste Argentums? Seine Freiheit war garantiert.

»Geleitet den ehemaligen ersten Minister Corcyrus' hinaus«, ordnete Claudius an, »damit ich nicht noch in Versuchung komme, mich über mein eigenes Wort hinwegzusetzen. Die Fessel ist ihm erst in seiner Unterkunft abzunehmen, in der er zu bleiben hat, bis wir den Fall zu Ende diskutiert haben. Dann erst kann der zugesagte freie Abzug gewährt werden.«

»Das entspricht durchaus unserer Abmachung«, sagte Ligurios herablassend. »Ich beuge mich deiner Entscheidung ebenso bereitwillig, wie ich sie gezwungenermaßen hinnehme.«

»Laßt die Diskussionen noch tausend Jahre währen!« rief eine Stimme.

»So verhält sich Argentum nicht«, sagte Claudius lächelnd.

Auf sein Zeichen wurde Ligurios aus dem Raum geführt.

»Hast du etwas dagegen, Freund Menicius?«

»Ich wußte nichts von den Garantien, die Ligurios gegeben wurden«, antwortete der Administrator. »Unter den gegebenen Umständen konntest du natürlich nicht anders handeln.«

»Auf eine Weise tut er mir sogar leid«, sagte Claudius. »Er ist ein starker Mann, skrupellos und mächtig, doch er ließ sich von einer Frau an der Nase herumführen, ließ sich von ihr um den kleinen Finger wickeln.«

Dann deutete Claudius auf Sheila. »Bring sie nach vorn. Diese Frau ist durch schriftlichen und mündlichen Beweis, durch konkrete Aussagen überführt, die ehemalige Tatrix von Corcyrus zu sein. Diese Tatsache hat sie letztlich sogar selbst eingestanden. Die Belohnung gehört also Hassan aus Kasra. Holt das Gold!«

Hassan begann dröhnend zu lachen. »Glaubt ihr wirklich, ich habe das Mädchen hergebracht, um sie Claudius und dem Hohen Rat auszuliefern? O nein, das ist ein Irrtum!« Die Anwesenden machten ihrem Erstaunen Luft. »Statt der fünfzehnhundert Goldmünzen kannst du mich ebenso oft küssen!« fuhr Hassan lachend fort, »mindestens einmal für jedes Goldstück, das du mich kostest!« »Oh, Herr!« rief Sheila erstaunt.

»Diese Frau war die Tatrix von Corcyrus, nicht wahr?« fragte Hassan.

»Ja«, sagte Claudius erstaunt.

»Seit Jahren«, sagte Hassan, »hörte ich Geschichten über die Tatrix von Corcyrus, über ihre Tyrannei, über ihren sagenhaften Stolz und ihre Schönheit. Eine solche Frau interessierte mich. Und dann stürzte sie von ihrem Thron. Niemand konnte sie finden. Ich wollte wissen, wie es war, eine solche Frau in meinem Kragen zu haben, eine hellhäutige, goldhaarige Tatrix des Nordens, sie zur Frau eines Mannes zu unterwerfen.«

Sheila hatte vor Freude zu weinen begonnen. »Ich liebe dich, Herr!« schluchzte sie.

»Und so machte ich sie zu meiner Sklavin!« rief Hassan.

»Und du hattest nie die Absicht, sie uns zu überlassen?« fragte ein Mitglied des Hohen Rates.

»Nein.«

»Aber warum hast du sie dann hergebracht?«

»Damit ihr sie erniedrigt und hilflos vor euch seht – und zu meinem eigenen Ruhm.«

»Und wenn wir sie dir wegnähmen?« fragte jemand.

»Das werdet ihr nicht tun«, sagte Hassan. »Denn das wäre Diebstahl.«

»Und was ist mit ihren Untaten?«

»Das waren die Verbrechen einer freien Frau«, sagte Hassan. »Nun ist sie nicht mehr frei. Sie ist eine Sklavin, weiter nichts.«

»Ich liebe dich, Herr« flüsterte die Sklavin.

»Führe sie in meine Unterkunft«, sagte Hassan zu einem Soldaten und wandte sich an die Allgemeinheit. »Es war ein interessanter Abend. Ich wünsche euch alles Gute!«

»Wir dir auch, Hassan«, sagte Claudius.

»Heil, Hassan!« rief ein Mann, und andere fielen in den Ruf ein. Männer standen auf und grüßten den Sklavenjäger, der den Saal verließ. Gleich darauf begann sich die Versammlung aufzulösen.

Menicius stand vor mir. Er streckte die Hände aus und sah mich lächelnd an. »Wenn ich meine Werkzeuge bei mir hätte, könnte ich dich ohne weiteres von deinen Fesseln befreien«, sagte er.

Erstaunt blickte ich zu ihm auf. Ich wußte natürlich, daß er der Kaste der Metallarbeiter angehörte.

»Aber ohne Schlüssel oder sonstige Helfer bist du deinen Ketten absolut ausgeliefert, nicht wahr?« fragte er.

»Du!« rief ich. »Du hast mich damals aus dem Lager Miles' aus Argentum befreit!«

»Du hattest mir zuvor das Leben gerettet, in Corcyrus«, erwiderte er. »Da erschien es mir nur angemessen, dir meinerseits einen Gefallen zu erweisen, der im Rahmen meiner Möglichkeiten lag.«

»Aber wie verschafftest du dir Zugang zum Lager?« rief

ich. »Und ihr wart zu zweit! Du hattest einen Begleiter, einen Mann, der Einfluß haben mußte...«

Ich bemerkte Drusus Rencius' Blick.

»Du«, flüsterte ich. »Du warst es!«

»Vielleicht«, sagte er.

»Aber du bist ein Offizier Ars! Wie konntest du so etwas tun?«

Zornig schaute er mich an. »Ich kenne dich!« sagte er. »Was immer du auch für Schwächen haben mochtest, ich konnte nicht glauben, daß du die Verbrechen der Tatrix von Corcyrus begangen hast. So etwas steckte einfach nicht in dir. Demnach befreite ich nicht die Tatrix von Corcyrus, sondern half bei der Flucht einer Unschuldigen. Meine Tat entsprach damit sogar meinen Pflichten.«

»Du wußtest nicht genau, daß ich nicht die Tatrix war, auch nicht, daß ich die Verbrechen nicht begangen hatte«, sagte ich. »In Corcyrus hast du mich sogar ganz offen als Tatrix identifiziert!«

Sein Gesicht rötete sich vor Zorn.

»Deine Motivation war viel komplexer«, fuhr ich fort, »und ging in schmerzhaftes Tiefen. Es war nicht deine Aufgabe, meine Unschuld oder meine Schuld festzustellen. Diese Verantwortung lag bei Claudius, dem Ubar von Argentinum und dem Hohen Rat. So bestand eigentlich kein Grund für dich, dein Offizierspatent, deine Zukunft, deine Ehre, dein Leben zu riskieren, um einer vagen Möglichkeit zum Durchbruch zu verhelfen.«

Zornig sah er mich an.

Mein Herz machte einen Freudensprung. »Du liebst mich!« flüsterte ich. »Du liebst mich!«

Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, er würde mich schlagen. Dann hielt er sich aber doch zurück. Ich war die Sklavin eines anderen Mannes.

»Ich liebe dich, Herr!« schluchzte ich. »Ich habe dich seit unserer ersten Begegnung geliebt!«

Aufgebracht starrte er mich an. »Lügnerische Sklavin!« rief er heftig.

»Nein, Herr!« protestierte ich. »Ich liebe dich! Ich liebe dich aus ganzem Herzen!«

»Was geht hier vor?« fragte Miles aus Argentum.

»Nichts«, antwortete Drusus Rencius.

Menicius lächelte nur.

Miles aus Argentum zerrte mich aus der knienden Stellung hoch. »Geh in das Quartier meiner Frauen«, sagte er.

»Ja, Herr«, sagte ich. Tränen schossen mir in die Augen, als ich aus dem Saal hastete.

27

Lachend und stolpernd ließ ich mich durch den Korridor stoßen. Ich lachte vor Freude.

Am frühen Morgen war ich in den Palasthof geschickt worden, ohne Kragen, um mich von den Bankettsklavinnen, meinen Freundinnen, zu verabschieden, die nach Ar aufbrachen. Ich hatte mit ihnen gesprochen und sie tränenreich geküßt. Am schwersten fiel mir die Trennung von Claudia, Crystal und Tupa, mit denen ich eng befreundet gewesen war. Ich schaute zu, wie sie nacheinander in den Wagen stiegen. Ich beobachtete, wie das Palasttor für den Wagen geöffnet wurde.

Speusippus hatte Ar am Tag nach dem großen Fest verlassen, in dessen Verlauf die wahre Sheila enthüllt worden war.

Vor fünf Tagen war dann auch Ligurius aufgebrochen, und am nächsten Tag hatten sich Hassan aus Kasra mit seinen Männern und Sleen und seiner Sklavin Sheila verabschiedet. Auf Vorschlag Menicius', der am gleichen Tag nach Corcyrus zurückkehrte, wollte Hassan Sheila nach Port Kar bringen, damit sie im Haus des Samos verhört werden konnte. Ich war sicher, daß sie sich über die Priesterkönige und die Anderen offen äußern würde.

Der Wagen verschwand nach draußen. Das Tor schloß sich langsam wieder.

Ich stand allein im Hof, Tränen in den Augen, und kam mir sehr einsam vor.

»Nicht niederknien«, sagte da plötzlich eine Stimme hinter mir.

Mir wurde schwach in den Knien, und beinahe hätte ich den Befehl mißachtet.

»Wo ist dein Sklavenkragen?« fragte er.

»Ich weiß es nicht, Herr«, antwortete ich. »Er wurde mir heute früh abgenommen.«

»Warum?«

»Keine Ahnung, Herr«, sagte ich. »Vermutlich soll er gewechselt werden.«

»Das stimmt.«

»Herr?«

»Du wirst einen neuen Kragen erhalten«, sagte der Mann. »Ich habe ihn hier.«

»Von dir, Herr?« fragte ich.

Er kam von hinten um mich herum und zeigte mir den neuen Kragen.

»Ich verstehe nicht...«

»Was ist daran so schwer zu verstehen?«

»Miles aus Argentum hat dich ermächtigt, meinen Kragen zu wechseln?« fragte ich.

»Nein«, sagte Drusus Rencius.

Angstvoll berührte ich das Metallband. »Ich verstehe das nicht«, flüsterte ich. Ich hatte Angst um Drusus Rencius. Ich fürchtete, er habe ein Verbrechen begangen.

»Ich brauche diese Autorität nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil es mein Kragen ist«, sagte er.

»Der deine!« rief ich.

»Ja«, sagte er. »Ich habe dich gestern abend gekauft.«

Ich verlor das Bewußtsein. Kriege, so vermute ich, wird es immer geben.

Wer kann wissen, welche Messer zum Stoß erhoben werden, welche geheimen, verborgenen Entwicklungen sich anbahnen?

Diese Dinge erscheinen mir weit entrückt.

Ar kommt mir im Abendlicht wunderschön vor.

Ich muß diese Erzählung nun beenden. Ich bin zum Lager meines Herrn gerufen worden. Ich beeile mich, der Aufforderung nachzukommen.

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer heldenhafter Erdenmenschen auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Tiffany Collins, das hübsche Erdenmädchen, erwacht aus tiefer Bewußtlosigkeit und findet sich in ihrer Umwelt nicht mehr zurecht. Umgeben von Luxus und Unterwerfung, ist sie plötzlich Herrscherin einer mächtigen Stadt und wird als Kajira von Gor verehrt. Nach und nach erkennt sie ihr wahres Los: Aufgrund ihrer großen Ähnlichkeit mit der wirklichen Herrin der Stadt hat man sie von der Erde verschleppt und in die Rolle der grausamen Intrigantin gesteckt, die nun hinter ihrem Rücken ungestört ihre finsternen Pläne verfolgt.

Nur Tarl Cabot, der Kenner goreanischer Barbarei und Macht, durchschaut die Hintergründe dieses Kampfes zwischen den wahren Drahtziehern auf Gor: den Priesterkönigen und den Kurii, jenen intelligenten Bestien, die alles auf eine Karte setzen, um ihrer Favoritin zum Sieg zu verhelfen. Und nur Tarl Cabot weiß richtig zu handeln.

ISBN N 3-453-31258-9 DM +006.80

T 3-59-30



9 783453 312586

00680

